

Werner Adams

Sie wollen Menschen werden

Bern und Jena
Ein geistig-kultureller Austausch
1796–1803



Sie wollen Menschen werden

**Bern und Jena
Ein geistig-kultureller Austausch
1796–1803**



werneradams.ch

Werner Adams, 1944 in Zürich geboren und im Kanton Bern lebend, war Personalleiter in verschiedenen Industrieunternehmen. Seit Jahren beschäftigt er sich mit Familiengeschichtsforschung und entdeckte über diese seine Affinität zum historisch-biographischen Roman. Seinen Geschichten liegen in der Regel umfangreiche Archivrecherchen zugrunde.

© 2020 Werner Adams, Wichtrach, Schweiz

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Werk einschliesslich seiner Teile darf ohne schriftliche Genehmigung des Autors in keiner Form reproduziert oder elektronisch verarbeitet oder vervielfältigt werden.

1. Auflage 2020

Satz und Grafik: Stefan Wegmüller, Atelier für Gestaltung, Basel

Lektorat: Barbara Traber, Worb

ISBN 978-3-9524378-9-6

werneradams.ch

Gewidmet den Leserinnen und Lesern meines historischen Romans «Der Milchprinz», ISBN 978-3-9524378-8-9, die einen vertiefteren Einblick in die Zeit des Übergangs ins 19. Jahrhundert und das Denken der gebildeten Jugend der Spätaufklärung gewinnen wollen.

Sie wollen Menschen werden

**Bern und Jena
Ein geistig-kultureller Austausch
1796–1803**

Einem Wirbelsturm gleich fegten neue Ideen ab Mitte der 1790er-Jahre über die Schweiz, rüttelten an ihren morschen Strukturen, wirbelten auf, was an Vorgedachtem brach auf den heimischen Felden lag und brachten das baufällige Gebäude der Oligarchie schlussendlich zum Einsturz. So wie der Sturm vom Regen begleitet wird, der die vertrocknete Flur aufblühen lässt, waren es die Ideen der Französischen Revolution und kurz darauf die Gedanken der Philosophen Fichte und Hegel, die vom mitteldeutschen Jena nach Bern überschwappten und im Schwung jugendlicher Begeisterung eine ganze Generation auf-geklärter Patriziersöhne in Bann zogen.

Ein Wimpernschlag der Geschichte nur, zu früh, der Zeit voraus, mag man einwenden. Von den Mächtigen bald in den Morast der Schlachtfelder Europas getreten.

Keineswegs.

Es war das Aufleuchten einer Epoche, die sich zum ersten Mal mit Vernunft und Erkenntnis, Moral und Freiheit sowie dem Menschen als Teil der Natur in einem philosophischem Gesamtsystem befasste und die in Wechselwirkung mit der Dichtung der Weimarer Klassik und der Romanik als ›Deutscher Idealismus‹ in die Geschichte einging.

Nähern wir uns dieser Zeit behutsam mit einem Blick auf Bern, stellvertretend, aber auch exemplarisch, für die Kantone der alten Eidgenossenschaft.

Im <alten Bern>

Georg Wilhelm Hegel, der vom Herbst 1793 bis Ende 1796 als Hauslehrer beim vergleichsweise aufgeklärt denkenden Patrizier Karl Friedrich von Steiger (1754–1841) in Tschugg bei Erlach und Bern für die Erziehung dessen Kinder verantwortlich war, erlebte den Staat Bern des ausgehenden Ancien Régimes als oligarchischen Patrizierstaat. Auch von anderen ausländischen Besuchern wurde das Gemeinwesen so wahrgenommen.

Grundlage des <alten Bern> bildete das patrimoniale Feudalsystem, dessen Reichtum in der Agrarkultur und der einstmaligen Zwangssäkularisierung der waadtländischen Kirchengüter lag. Die Höhe des Staatsschatzes war eines der bestens gehüteten bernischen Geheimnisse. Es existierte keine öffentlich zugängliche, geschriebene Finanzverfassung, alles basierte auf Gewohnheitsrecht und war, wie erwähnt, weitgehend geheim. Das Patriziat übte sich in gegenseitiger Selbstbehinderung. Die Anzahl der regimentsfähigen Familien nahm ständig ab, an der schmalen Spitze unterlief eine rigorose Familienpolitik jeden Sinn für ein ausgewogenes Wahlverfahren. Die sogenannten Wahlen waren eine Mischung von Erblichkeit der Macht und Wahl der Tüchtigen, wobei letztere zur Farce geworden war.

Die institutionelle Verfassung und die Rechtspraxis des bernischen Staates präsentierten eine ähnliche Struktur, jene einer sich isolierenden Zentralgewalt. Auch mangelte es an einer Trennung von politischer und judikativer Gewalt. Die Gerichtsbarkeit vermied oft eine sorgfältige Beweisführung bei Prozessen und kannte keine unabhängige Verteidigung der Delinquenten. Auch wandte man nach wie vor die Folter an.

Hegel hatte, obschon das aristokratische Musterexempel auch auf ihn einen exotischen Reiz ausgeübt haben mochte, seine Ablehnung des Berner Staates mehr oder weniger offen kundgetan und sah in ihm das Negativbild einer freien Gesellschaft.

Der eigentliche kritische Gedanke, unter dem Hegel den bernischen Staat thematisierte, ist jener des abstrakten Staates, dessen reale Grundlage ein «Nichtsein des Staates» ist (heute in etwas anderer Ausprägung ‹Nachtwächterstaat› genannt). Ihm liegen Partialinteressen zugrunde, die den Staat als solchen lediglich als negative Macht (so Hegel) auftreten lässt, was sich in formalisierten, willkürlichen Staatsaktionen manifestiert. In der bernischen Ökonomie, so beschrieb es Hegel, korrespondierte das Partialinteresse mit einem Kult des Verbergens – der Geheimhaltung; einem Mythos, der in der Verfahrensweise Kompliziertheit mit blinder Schicksalsgläubigkeit paart. Den Höhepunkt willkürlichen Formalisierens erblickte Hegel aber in der bernischen Strafrechtspraxis. Hier wurde so gut wie von jedem inhaltlichen Prozessverfahren abstrahiert. Selbst die Todesstrafe war formalisiert und hatte in ihrer Ritualisierung quasi nur noch sich selbst zu genügen.

Auch wenn in der Zeit von Hegels Berner Aufenthalt das bernische Geistesleben stark in der Mentalität des Ancien Régime verhaftet war, konnten sich in Gelehrtenkreisen aufklärerische Ideen ziemlich frei entfalten. Mit dem Aufkommen eines regen geistigen Austauschs in Form einer ausgedehnten Briefkultur mit Exponenten einer Bildungselite in Europa hielt in Bern ab Mitte des 18. Jahrhunderts eine aufgeklärte Vernunft Einzug, die sich durchaus mit jener anderer geistig-kultureller Zentren messen durfte. Die auffallendsten geistigen Aktivitäten gingen in dieser Zeit von fortschrittlich-republikanischen Gesellschaften wie der ‹Patriotischen› und der ‹Ökonomischen Gesellschaft› aus. In ihrem Umkreis entstanden literarische und philosophische Zirkel, man las Werke führender Philosophen und Literaten und knüpfte persönliche Kontakte im In- und Ausland. Sogar nach Ausbruch der Französischen Revolution,

als sich die Abwehrhaltung der Bernischen Obrigkeit gegen die Aufklärungsbewegung verschärfte, wurde eine auf Moralprinzipien und Erziehung gezähmte Aufklärungshaltung toleriert (Ith, Stapfer, von Fellenberg). Hegel und auch Fichte, der sich Mitte der 1790er-Jahre kurz in Bern aufhielt, waren während ihrer Berner Zeit sicher auf ein belesenes und angeregtes Publikum gestossen.

Jena. Geistig-kultureller Aufbruch

Wie wenig erstaunt es da, dass die gebildete Berner Jugend, beseelt von den neuen Ideen, voller Enthusiasmus den grossen Namen an den damaligen «Hotspot» der Geisteswissenschaften, an die Thüringische Universität Jena, folgten. In dieser kleinen Stadt, nicht weit von Weimar, fand im zu Ende gehenden 18. Jahrhundert eine einzigartige Kulturverdichtung statt: Reinhold, Hegel, Fichte, Schelling, Niethammer, Hufeland, die Gebrüder Schlegel und Schiller lehrten und dozierten, und in ihren Vorlesungen sassen Novalis, Hölderlin, Brentano, Herbart und die Humboldt-Brüder. An den freien Tagen ging man zu Fuss nach Weimar, erhielt dort vielleicht eine Audienz bei Goethe, man traf Herder oder Wieland, und am späten Nachmittag besuchte man im Hoftheater ein Stück von Goethe, gelegentlich sogar in einer Inszenierung von Friedrich Schiller.

Unter den Bernern, die 1795/96 die Enge ihrer Vaterstadt verliessen, um sich in Jena den Kritiken Kants anzunähern und sich mit den weiterführenden Gedanken Fichtes zu befassen, Jurisprudenz, Theologie oder auch Medizin zu studieren, befanden sich Namen wie Albrecht Friedrich May, Johann Rudolf Fischer, Johann Rudolf Steck und Karl Emanuel Otth. Diese Berner Landsmannschaft fand bald Anschluss und Aufnahme in den studentischen sogenannten Bund der Freien Männer, einer literarischen Gesellschaft, von Fichte inspiriert, deren Mitglieder den «Zweck der Humanität zu befördern» sich auf ihre Fahne geschrieben hatten. Im Schwunge jugendlicher Begeiste-

rung beschlossen diese Männer, eine eigene Welt, eine Provinz der Vernunft zu gründen. Hier entstand also der Nukleus jenes kulturellen Austausches zwischen Jena und Bern, voll im Glauben an die Machbarkeit einer besseren Zukunft, getragen von persönlichen Freundschaften, ehrlich, romantisch und schwärmerisch, ganz im Geist jener Frühromantik, wie sie Novalis und Tieck verkörpern. Boehlendorff nannte diese kurze Epoche später das «Zeitalter des Übergangs vom Wissen zum Tun».

Einer dieser Männer ist der 22-jährige **Albrecht Friedrich May**, Sohn von Friedrich May, Vogt zu Signau und Oberhofen, ein Spross aus der Berner Aristokratie. In seinem Tagebuch berichtet er aus seiner Zeit als Student in Jena im Jahr 1796.



Quelle: Berner Taschenbuch 1860

Albrecht Friedrich May, 1773 – 1853

≈ 16.10.1773 Schadau (Strättligen, heute Gem. Thun), † 3.5.1853 Bern, ref., von Bern. Sohn des Friedrich, Landvogts von Signau, und der Anna Rosina geb. May. ∞ 1807 Maria Anna Jacqueline Tschiffeli, Tochter des Franz Anton, Soldoffiziers. Bildung am Berner Polit. Institut und Volontariat in der Staatsverwaltung, 1796–97 Rechtsstudien in Jena (u.a. bei Johann Gottlieb Fichte), Bildungsreise. 1798 Sekr. des Direktoriums, 1799 und 1802 diplomat. Missionen nach Paris. 1802 als Generalkommissär des Kt. Léman Niederschlagung des Bourla-Papey-Aufstands. 1802 Regierungsstatthalter im Kt. Zürich. 1803 Italienreise und Ausbildung zum Fürsprecher. 1804–15 Oberlehenskommissär. 1814–46 Berner Grossrat. Gegner der Restauration und der Angliederung des Bistums Basel an Bern. 1816–23 Oberamtmann in Courtelary. 1827–37 Berner Staatsschreiber. Mays liberale Grundhaltung und überparteiliche Politik des Juste-Milieu trugen entscheidend zum reibungslosen Übergang zur liberalen Ordnung Berns bei.

Zürcher, Christoph: «Albrecht Friedrich May», in: Historisches Lexikon der Schweiz (HLS), Version vom 10.04.2008. Online: <https://hls-dbs-dss.ch/del/articles/013255/2008-04-10>, konsultiert am 09.07.2020.

Albrecht Friedrich May

Tagebuch zu Jena, angefangen 1796

Transkribiert, sprachlich angepasst und mit Hinweisen
versehen von Werner Adams

1. Tagebuchseite

Montag, den 18. April langte ich mit meinem Freund O. morgens um 10 Uhr beim Wirtshaus zum Schwarzen Bären an. Wir erkundigten uns sogleich nach der Wohnung unserer Freunde, und hofften sie anzutreffen. Sie waren aber noch nicht von ihrer Reise nach Berlin zurückgekommen, und wir fanden nur F. Er empfing uns aufs Freundschaftlichste, führte uns zu unserem Hausherrn und half uns unsere Sachen in Ordnung bringen. Wir speisten heute noch mit einander zu Mittag beim Bären, und genossen da Studentenkost. Jedem von uns wurde eine kleine Schüssel mit Suppe, eine Portion Sauerkohl mit Schweinefleisch und eine Portion Käse und Butter vorgesetzt, die uns gut schmeckten.

Im nämlichen Zimmer waren in einer Ecke ein paar Postillons und Fuhrleute um einen Tisch gelagert, und an zwei anderen Tischen speisten etwa 20 Purschen¹.

1 Studenten

Nachmittags besahen wir unsere Zimmer. Ich konnte mich lange nicht entschliessen, das in verschiedenen Betrachtungen angenehmere an O. abzutreten. Zuletzt aber tat ich's;

2.

er bezog das bei Frau Kirchenrätin Schickler und ich das bei Herrn Geheim [Justizrat Walch](#). Ich wunderte mich sehr, als ich die Einrichtung in Ansehung des Logis vernahm, von der ich keinen Begriff hatte. Es machte mich Lachen, als ich meine Haushaltung anfangen musste, einen Nachtopf und einen Lichtstab zu kaufen. Übrigens gefiel mir mein Zimmer so übel aber nicht. Es war mit grünem Wachstuch tapeziert und mit einem guten eisernen Ofen versehen. In demselben fand ich 6 Stühle, ein Ruhebett, ein Bureau und 2 Tische, wozu ich dann noch eine Kommode mietete. – An das Zimmer stösst eine Schlafkammer in welcher nebst einem Federbette ohne Strohsack, noch ein Büchergestell, ein alter Tisch und Stuhl nebst einem zinnernen Wasserbecken und Becher waren. Ich kaufte mir eine wollene Bettdecke und bekam aus Gunst noch ein zweites Bettuch. – Meine Fenster gehen nach dem Stadtgraben zu, von welchem aber da ein Teil aufgefüllt ist. Innseits desselben ist eine Strasse, an die der botanische Garten stösst.



«Teichgraben und Universitätsbibliothek Jena um 1830»

von Christian Carl Ludwig Hess. Mit Genehmigung der Städt. Museen Jena

Über demselben Weg sehe ich

3.

einige beinahe ganz kahle Berge, auf deren Höhe ein wenig Waldung ist.

Noch diesen Abend machte ich Bekanntschaft mit einem Schweizer Herrn Wirt aus Lichtensteig und Herrn Mittendorf einem Liefländer (Livländer) welche beide von F. zum Abendessen gebeten wurden.

Den 19. und 20. machte ich Vorkehrungen zum Besuch der Collegien, kaufte Bücher, machte Besuche u.s.w. Ich lernte die Herren [Schütz](#), Reinhard², Walch und [Batsch](#) kennen. Alle waren ausserordentlich höflich. – Wir fingen auch an, miteinander bei Frau Kirchenrätin Schickler zu speisen.

Den 21. morgens um 9 Uhr ging ich mit U., F... und einem Eismacher Herwart zu Fuss nach Weimar. Wir legten diesen eiförmigen Weg in 3 ½ Stunden zurück und kamen noch zum Mittagessen an. – Gleich nach Tische gingen wir im Park spazieren. Ich gedenke, von demselben zu reden, wann ich ihn grün werde gesehen haben. – Ich machte mit U. einen Besuch bei [Wieland](#), den ich äusserst begierig war zu sehen. Er las den ihm überreichten Empfehlungsbrief der Frau H³. geschwind durch, und schien ihn aber nicht sehr

4.

hoch zu achten. Dem ohngeacht war er sehr höflich, und erkundigte sich über seine ehemaligen Bekannten in Bern, wo er vor 38 Jahren über ein Jahr zugebracht hatte. Ich glaube, man würde über seine Physionomie ein schiefes Urteil fällen, wenn man gleich Lavater ganz studiert hätte. – Um 5 Uhr gingen wir ins Schauspiel. Es wurde ein Lustspiel von Schröder aufgeführt: [«Stille Wasser sind tief»](#). [Iffland](#), der seit einiger Zeit da ist, hatte die Rolle von Wall und spielte vortrefflich. Aber zu meiner

2 Philipp Christian Reinhard (1764-1812)

3 Vermutlich Frau von Christoph Wilhelm [Hufeland](#)

grossen Verwunderung blieben die übrigen Schauspieler nicht viel hinter ihm zurück. Herr [Vohs](#), [Graff](#), [Beck](#), [Schall](#) und [Md Malkolmi](#) würden überall für vortreffliche Schauspieler gelten. Gleich nach Beendigung des Schauspiels traten wir unsere Rückreise an, speisten in Kötschau etwas zu Nacht und kamen um 12 Uhr in Jena an.

Nicht weit vom Park zu Weimar hörte ich das Geschrei von Pfauen. So unangenehm es auch in anderer Ohren tönen mag, so angenehm dünkte es doch mich, ich sei nach Schadau mitten unter meinen Eltern und Brüder versetzt. – Ich sah da auch eine sonderbare Art braungefleckter Gänse.

5.

Den 22. Heute langten St. und F. zu meiner grossen Freude an. Die kamen zu Fuss von Leipzig, und erzählten uns viel Merkwürdiges von ihrer Reise.

Sonntag, d. 24. nachmittags ging ich mit O. und F. spazieren. Wir kamen durch Lichtenhain auf den Berg, der hinter diesem Dorfe sich erhebt. Von da zeigte sich uns Jena so vorteilhaft als möglich. Wir sahen, wie sich die Saale romantisch von Lobeda bei der Stadt vorbei bis gegen Dornburg fortschlängelt. In einem Seitentale erblickten wir Ziegenhain gerade unterm Fuchsturm, und in einem andern am Fuss des erstiegenen Berges Amorbach, ein kleines Dörfchen.



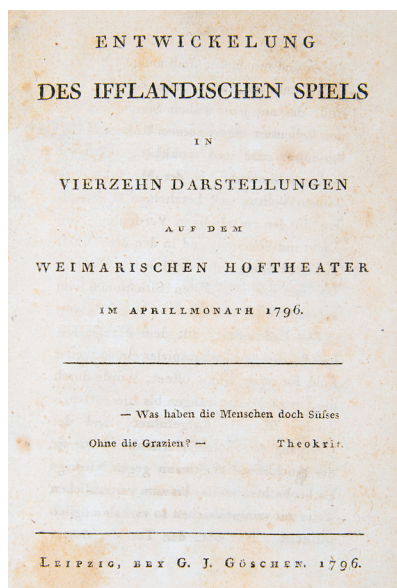
«Fuchsturm und Ziegenhain bei Seite Jena um 1830» von Christian Carl Ludwig Hess. Mit Genehmigung der Städt. Museen Jena

Wir nahmen Rückweg durch dasselbe, und kamen durchs Paradies nach Hause. – Schade, dass die kahlen Berge alle Aussichten rings um Jena verderben! – Heute früh hörte ich vor meinem Fenster Weg die erste Nachtigall schlagen.

Montag, d. 25. Morgens um 9 Uhr fuhr ich mit F. und W. nach Weimar, O und F. folgten zu Pferde. St. konnte nicht mit uns kommen, weil ihm nicht wohl war. Wir speisten in Gesellschaft von vielen Purschen, und gingen nachmittags

6.

im Park spazieren. Abends um 4 Uhr war das Gedränge an der Tür des [Schauspielhauses](#) schon so gross, dass man nur mit Mühe hineinkommen konnte. Iffland trat heute zum letzten Male auf, und deswegen füllte sich der Platz so sehr an, als nur möglich war. [Graf Egmont](#) wurde aufgeführt, ein Trauerspiel von Goethe, das noch durch Schiller umgearbeitet wurde. Iffland hatte die Rolle von Egmont, in der, in Besonderheit im 3ten Akt, viele Monologe sind, wo der stärkste Aspekt ausgedrückt wird, und die er mit einer sehr grossen Geschicklichkeit ausführte. Doch scheint mir, die komischen Rollen zeigen ihn noch in einem vorteilhafteren Licht. Herr Malcolmi spielte sehr gut die Rolle des Prinzen von Oranien und Md [Becker](#) führte die sehr schwere Rolle von Klärchen vortrefflich aus. – Der letzte Akt machte einen grossen Eindruck auf mich. Nachdem Klärchen das Gift zu sich genommen, und aus dem dunkeln Zimmer weggeht, löscht die auf dem Tische stehende Lampe nach und nach aus. Dazu hört man eine dumpfe Musik in den tiefsten Tönen einiger Blasinstrumente, die Melancholie in jedes Gemüte



mit freundlicher Genehmigung von Venator & Hanstein, Köln

7.

bringt. Eine ähnliche schauererregende Musik hört man in der darauf folgenden Szene, wo Egmont im Gefängnis ist. – Unter allen Zuschauern herrschte die grösste nur mögliche Stille, aller Augen waren auf Iffland geheftet.

Weil ich heute ganz nahe an der herzoglichen Loge sass, so konnte ich sie genau betrachten, und freute mich zu sehen, wie herablassend und einfach dieser Hof gestimmt ist. Die [Herzogin](#) und die Herzogin Mutter waren schwarz gekleidet, der Herzog trug die Jägeruniform, und der junge Prinz 13 Jahr alt und die Prinzessin etwa 10 jährig waren weniger kostbar angezogen als Kinder in meiner Vaterstadt.

In der Nacht kamen wir wieder glücklich nach Hause.

Mittwoch, d. 27. Professor [Fichte](#) fing heute an, abends um 6 Uhr ein Publikum als Einleitung zu seinen Vorlesungen über die Moral zu lesen. Man musste schon um halb 6 Uhr hingehen, um

einen Platz zum Sitzen zu bekommen. Das Auditorium füllte sich ganz an; es waren etwa 180 Zuhörer, die ihn mit freudigem Stampfen empfangen.

8.

Donnerstag, d. 28. R und S. langten heute an, und blieben dann den folgenden Tag bei uns. Wir führten sie in den hiesigen Spaziergängen herum, und brachten diese zwei Tage sehr angenehm zu.

Samstag, d. 30. O, F, F... und ich wurden von Herrn Hofrat Schütz zum Mittagessen gebeten. Wir trafen dort noch drei andere Studenten, Schreyvogel, Langermann und Wolter an. Nebst ihnen fanden wir noch Herrn Abramson, einen Medailleur aus Berlin da. Er hält sich hier in Jena auf, um die berühmtesten Gelehrten dieser Stadt in Wachs en relief auf schwarzen Täfelchen abzubilden. – Als man zu Tische gehen wollte, so sah ich mit grosser Verwunderung Mme Schütz⁴ in einem griechischen Kostüm ins Zimmer treten. Wenn sie gleich schon bei 40 Jahr alt und obschon nicht hässlich doch nichts weniger als schön ist, so hat sie doch etwas sehr Einnehmendes; Anstand und Grazie in ihrem Gebaren, viel Gelassenheit und nicht gemeinen Verstand und Witz. Sie hat aber die Schwäche mit allen übrigen Damen gemein, dass sie nicht auf körperliche Schönheit Verzicht tun will. Ihr ganzer Aufzug hätte sich weit besser für ein Mädchen

9.

von 18 Jahren geschickt. Herr [Hofrat Schütz](#) ist einer der grössten Philologen und der vorzüglichste Unternehmer der Literatur-Zeitung. Ausserdem ein sehr gefälliger freundlicher Mann. – Sohn, der etwa 19 Jahre alt sein mag, ist ein genievoller junger Mensch, der viel verspricht. Schade, dass zu viel elterliche Liebe ihn ein wenig einbildlich machte. Das Gespräch war über Tische sehr interessant. Man sprach zuerst von verschiedenen Anekdoten deutscher Gelehrter. Dann kam man auf verschiede-

4 [Henriette Schütz](#) hatte 1796 ein Laientheater in Jena gegründet.

ne Kunstwerke älterer und neuerer Zeit, und zuletzt auf Malerei, Bildhauerei und die Ideale des Schönen. Frau S. behauptete, dass ihr Geschlecht mit Unrecht das schöne heisse, weil es weit mehr Männer gebe, die dem Ideale männlicher Schönheit sich nähern als Weibspersonen dem weiblichen. Man gab ihr dieses einigermassen zu, aber doch kam man darin überein, dass das Ideal männlicher Schönheit die Attribute der Stärke hauptsächlich besitze, da aber im Ideal der weiblichen Schönheit nebst Sanfttheit auch weit edlere und angenehmere Formen vorhanden seien. Nach

10.

Tische wurde Billard gespielt und im Garten spaziert, und so ging die Zeit bis halb 6 Uhr sehr schnell vorbei, da dann ein jeder nach Hause ging.

Sonntag, d. 1. Mai. Obschon es so kalt machte, dass beinahe überall eingeheizt wurde, so machte ich doch morgens um 8 Uhr einen Spaziergang, weil ich den Regen herannahen sah. Als ich bei der [Garnisonskirche](#) vorbeikam, so hörte ich singen, und wurde neugierig über den Lutherischen Gottesdienst. Ich ging in die Kirche, uns setzte mich in eine Ecke. – Eine Viertelstunde lang wurde gesungen oder vielmehr geschrien; denn insonderheit die Schulknaben suchten es einander im Schreien zu vor zu tun. Nun trat der Geistliche hinter den Altar und sang ein Gebet, worauf wieder fortgesungen wurde, bis ich mich nach einer zweiten Viertelstunde entfernte.

Ich entdeckte einen angenehmen Fussweg, der zwischen dem botanischen und griesbachschen Garten durchführte. Da war ich ganz von Nachtigallen umgeben, die in den hohen Hecken

11.

Auf den dichten Bäumen oder an dem Teiche sassen. Durch den letzten Regen erfrischt, fing die Natur an, wieder aufzuleben, und die Erde mit einem lebhaften Grün zu bedecken. Die Knospen der Bäume brechen hervor und schienen viele Blüten zu versprechen. – Lange ging ich den einsamen Fussweg auf und nieder, süsse Empfindungen durchströmten mein Herz, und

meine Phantasie malte sich all die schönen Frühlingstage, die ich im Schosse meines Vaterlandes in Gesellschaft der Meinigen durchlebt habe. – Endlich verfolgte ich meinen neu entdeckten Fussweg weiter, um nach Hause zurückzukehren. Er führte mich durch eine Ziegelhütte, und dann durch einen Seitenweg in den Hof eines ziemlich weitläufigen Gebäudes. Da machte mich ein Schild stutzen, der über der Haustüre hing. Auf demselben war eine Hand gemalt, die durch ein Beil vom Arm abgeschnitten wird, und darüber stunden die Worte: «Chur-Sächsische Freiheit».

12.

Solch ein Bild der Freiheit, dachte ich, hast du noch nie gesehen. Ich wollte mir dann Sinn dieser Malerei zu erklären suchen, aber vergebens. Ich musste weggehen ohne ihn zu finden, und ohne jemanden anzutreffen, der mir darüber einigen Aufschluss hätte geben können.

Montag, d. 2. Die Collegien von Batsch, Reichart und [Woltmann](#) nahmen heute ihren Anfang. Ich wunderte mich sehr, bei allen Professoren so wenig Studium für das Ästhetische des Vortrages zu sehen, worauf sie doch billig ein wenig Zeit verwenden sollten.

Heute sah ich die ersten Kirschenblüten.

Dienstag und Mittwoch d. 3. u. 4. Diese zwei Tage über war Markt. Der ganze Platz war mit Buden angefüllt unter denen ein grosser Teil mit Esswaren angefüllt waren. Sonst fand man da auch die meisten Bedürfnisse, aber so teuer wie bei uns.

Fichte fing mittwochs seine Vorlesungen über das Naturrecht an. Er kündigte uns an, dass er da zufolge seines Handbuchs die synthetische

(12.)

Lehrart befolgen werde, und zeigte uns die Vorteile derselben vor der analytischen. Mich dünkte in Sonderheit wahr, dass man durch die letztere Methode zuerst einen Satz aufnehmen müsste, den man nicht verstehe, und so oft falsche Begriffe bekomme,

die nach geführtem Beweis dann äusserst schwer wieder auszulöschen seien. Dieses fällt bei der ersteren Methode weg.

Donnerstag, d. 5. Wegen dem Auffahrtsfeste wurden heute keine Collegien gehalten. Ich ging daher nach dem Frühstück spazieren, und besuchte wieder den einsamen Lieblingsfussweg. Noch selten war mein Gemüte so geneigt wie heute, in Empfindelei überzugehen. Etwa 10 Nachtigallen liessen aus den benachbarten Hecken und Bäumen ihre schmachtenden Lieder hören. Das wäre schon genug gewesen, aber in der Hand hielt ich eine fürtreffliche Übersetzung der [Elegien des Properz](#), welche auf jedes nicht ganz unempfindsame Herz einen lebhaften Eindruck machen müssen. Ich überliess mich ganz meinen Gefühlen, und geriet so in einen wonnevollen Zustand, der einem Traume ähnlicher war als der Wirklichkeit. – Da fühlte

13.

ich die Wahrheit jener Worte, die im Garten zu Tiefurt als Aufschrift unter dem Bilde Amors stehen, der einer Nachtigall auf seinem Pfeile die Speise darreicht:

«Dich hat Amor gewiss, o Sängerin, fütternd erzogen;
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost:
Schlüpfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle;
Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomene das Herz.»

Nachmittags hörte ich in der Kirche eine Predigt, die mir ziemlich wohl gefiel. Aber der übrige Teil des Gottesdienstes schien mir aber nicht sehr erbaulich zu sein.

Samstag, d.7. Es langten noch zwei Landsleute K. und B. an; so bestand nun unsere Landsmannschaft aus [Otth](#), [Steck](#), [Fischer](#), Fehr, Fischer von Lenzburg, Kasthofer, Beck und Wirt. Wir waren 4 Juristen, 3 Mediziner und 2 Theologen.

Sonntag, d. 8. Heute Abend spies ich im Club zur Rose. Die Gesellschaft war zahlreich (über 60 Personen) und bestand meistens aus Professoren

14.

und ihren Gemahlinnen. Nur etwa 20 Studenten waren da. Ich war durch meinen Hausherrn Göthen⁵ vorgestellt, mit dem ich dann eine Zeitlang mich unterhielt. Man blieb nach Tische noch bis halb 11 Uhr beisammen.

Mittwoch, d. 11. O, St. F und ich wurden von Herrn Fichte gebeten auf den Abend in ein Kränzchen zu kommen. Wir gingen ein wenig vor 8 Uhr hin, und trafen da eine sehr auserlesene Gesellschaft an. Vornehmlich Göthe, Batsch, [Hufeland](#) Jnr: [Paulus](#), Woltmann u.a. Nur etwa 12 Studenten waren dabei. – Mitten im Zimmer stand ein grosser Tisch mit kalten Gerichten, und man stund den ganzen Abend über und unterhielt sich bald mit diesem, bald mit einem andern. Mitunter speiste man etwas, jeder langte zu nach Gefallen. – Auf diese Art verfloß die Zeit in unterhaltenden Gesprächen sehr geschwind. Nach 10 Uhr fing man an, sich zu drücken (langzuschleichen) und um halb 11 war jedermann bei Hause.

Meine Collegien sind bis Michaeli folgendermassen eingerichtet

15.

	Mittw.	Donn.	Freitag.	Samstag.	Sonntag.	Montag.
7. hof	Dehamil. lang	Dehamil.	Dehamil. nach Saan	Dehamil.	Dehamil.	Dehamil. nach Saan
8. hof	Fichtel. lang	Fichtel.	Fichtel.	Fichtel.	Fichtel.	Fichtel.
9. hof	Fufeland					
10. hof	Institutiones lang	Institutiones	Institutiones	Inst.	Inst.	Inst.
11. hof	Rechtsw.					
12. hof	Philosophie lang		Philosophie		Philosophie	Rechtsw. lang
1. hof	Mathem.					Fufeland.
2. hof	Philosophie lang	Dr. R.	Dr. R.	Dr. R.	Dr. R.	
3. hof	Philosophie lang					
4. hof	Rechtsw.	Dr.	Dr.	Dr.	Dr.	
5. hof	Rechtsw. lang					
6. hof	Rechtsw. lang	Rechtsw.				
7. hof	Rechtsw.					

5 Johann Wolfgang Goethe

16.

Samstag, d. 14. Ich las in Wielands Teutschem Merkur die Rezension verschiedener Musenalmanache, und fand da einen Auszug aus dem Vossischen, der mir sehr wohl gefiel. Die Stelle ist aus einer Epistel von Nikolay an Rammler⁶:

«Gleich Zwillingen entstehn in einem Volk und wollen
Geschmack und Kunst.
Als Kind, als Jüngling, Mann und Greis
Gehen sie vereint, und bilden wechselsweis'
Einander, lieben und gefallen einander stets. Doch bei-
der Wunsch und Fleiss
Noch immer Neueres, noch Schöner's aufzutreiben,
Macht dass sie nie, auch selbst beim Schönsten stehen
bleiben,
Stets weitergehn, und endlich übertreiben.
Der kränkelnde Geschmack setzt, edler Einfalt satt,
Verzerrung, Künstelei, und Schwulst an ihre Statt:
Athen und Rom pries in verschiedenen Zeiten
Gleich waren den reinsten Witz, die plattsten Albern-
heiten.

Epigramm

auf Robespierres Staatsbericht über das höchste Wesen.

Von [Pfeffel](#):

17.

Darfst, lieber Gott, nun wieder sein;
So wills der Schach der Franken.
Laß flugs durch ein paar Engelein
Dich schön bei ihm bedanken.

6 Ludwig Heinrich von Nicolay (1737–1820): Epistel an Ramler, in: Musen-Almanach fürs Jahr 1796. Herausgegeben von Johann Heinrich Voss, Hamburg: Bohn 1795, S. 109–25

Epigramm von Pfeffel:

Das goldene Alter war ein Traum,
Des silbernen erwähnte kaum
Im ehernen der Ahnen Leyer;
Im eisernen begann mein Lauf
Bald folgte das papierne drauf
Behüt uns, lieber Gott, vor Feuer.

Sonntag, d. 15. Schon um 4 Uhr wurde ich durch Musik aufge-
weckt. Wegen dem heutigen Pfingstfest wurde nämlich auf dem
Kirchturm Musik mit Blasinstrumenten und Pauken gemacht,
und dazwischen geschossen. Das dauerte etwa eine halbe Stun-
de. – Um 8 Uhr war auch Musik in der Kirche. Ich war auf eine
Zeitlang dort, aber mich ärgerte das immerwährende Aus- und
Eingehen, und die Purschen, welche sich den Mägden gegen-
über setzten

18.

um sie zu betrachten. In der Garnisonskirche ging dies ehemals
so arg, dass man sie die Charmierkirche hiess. – Der Pfingsttag
ist hier einer der grössten Festtage. Jedermann aus der Stadt
hatte die schönsten Kleider angezogen. Man sah aber vielen in
weissem Cattun gekleideten Weibern von weitem an, wie wenig
sie gewohnt waren, eine solche Kleidung zu tragen. Die niedri-
geren Bürgerinnen aber zeigten ihren grössten Luxus in langen
blauen tüchenen Mänteln mit Goldborten, und schimmernden
Mützen. Ehemals wurde die Kirche mit Birkenzweigen geziert;
jetzt geschieht es nicht mehr. Aber in vielen Häusern wird in
jedem Zimmer ein Birkenast in ein Gefäss mit Wasser gestellt,
wo er dann lange grün bleibt.

Nachmittags ging beinah die ganze Landsmannschaft auf den
Fuchsturm. Jenseits der Saale kommen wir gleich in ein kleines
Tal, wo uns ein Fusssteig zwischen Obstgärten und schönen
Wiesen sanft bergan führte. Die Pflaumenbäume und Kirsch-
bäume waren eben in

19.

in voller Blüte. Von ersteren sieht man in der hiesigen Gegend oft ganze Wäldchen beisammen, die ohne grosse Sorgfalt fortkommen; die letzteren aber sind gemeinlich sehr klein. Nach einer halben Stunde kamen wir in das Dorf Ziegenhain. Wären nur nicht die schlechten leimigten (*lehmigen*) Häuser da, so hätte es mir sehr wohl gefallen. Vor dem Hause des Schulzen war ein Tanzplatz mit Tannreisern eingefasst worden, wo den folgenden Tag um eine in der Mitte aufgestellte Fichte herum sollte getanzt werden.

Von da stiegen wir in Begleitung eines Mannes, der die Schlüssel zum Turm mitbrachte, den Berg hinan, und kamen etwa in einer Viertelstunde beim [Fuchsturm](#) an. Er ist auf dem schmalen Rücken des Fuchs-, oder Ziegenberges gebaut, von dem man eine sehr ausgedehnte Aussicht hat. Von der Höhe des Turmes überseht man einen grossen Teil Thüringens und insonderheit die Leuchtenburg. Auf der andern Seite das Tal durch welches die Saale fliesst mit seinen

20.

Nebentälern, und die Gegend bis gegen Weimar zu. Jena ist durch einen anderen Hügel verborgen. Diese Aussicht verliert von ihrem Reize, weil die meisten Berge so kahl aussehen. – Wir stiegen an der vordersten Seite des Berges herab, nachdem wir noch Spuren von zwei anderen Schlössern und unterirdischen Gängen auf dem Bergrücken gesehen hatten. Jetzt sind da wilde Kaninchen, die sich in Löchern aufhalten.

Auszug aus der Nachricht vom Fuchsturm von Herrn Wirdeburg, 1784

Der Fuchsturm ist ein Überbleibsel des Schlosses Kirchberg, das in der Mitte von zwei anderen Burgen (Greifberg und Windberg) auf einem Berge gegenüber Jena jenseits der Saale stunden. Alle 3 Burgen sollen im 11. oder zu Anfang des 12. Jahrhunderts erbaut worden sein. Sie wurden zu Anfang des 14. Jahrhunderts wieder zerstört. – Der Berg, auf dem sie lagen hiess ehemals der Haus- oder der Schlossberg. Nach der Zerstörung der Schlösser aber, nannte man ihn den Fuchs, oder

21.

Ziegenberg. Von ersterer Benennung bekam auch der Turm seinen jetzigen Namen. Er ist zylindrisch, hat unten 12 Ellen im Durchmesser und also 36-37 im Umfang. Welches auch seine Höhe ist. Die Mauern sind unten $4 \frac{1}{4}$ Ellen dick, so dass kaum $3 \frac{1}{2}$ Ellen Durchmesser der inwendigen Öffnung bleibt. 1784 wurde von Herrn W., unterstützt durch Beiträge eine hölzerne Wendeltreppe in den Turm gemacht und ein kleines Zimmer darauf erbaut, das rings herum Fenster hat.

Die Kirche zu Ziegenhain soll die älteste in Thüringen und schon im 10. Jahrhundert erbaut worden sein. Man glaubt, dass vor Annahme der christlichen Religion die Deutschen hier eine Gottheit in Gestalt einer Ziege in einem geweihten Hain verehrt haben.

Montag, d. 16. Nachmittags ging ich mit O. nach Löbstett, einem Dorfe auf der linken Seite der Saale, eine kleine Stunde von Jena. Wir sahen da einem ländlichen Feste zu, welches auf diesen Tag in vielen Dörfern ist. Die Männer, Weiber und Kinder

22.

mit ihren schönsten Kleidern angetan, waren auf dem Dorfplatz versammelt. In der Mitte tanzten die jungen Leute. Die Musik schien mir aber zu langsam zu sein und überhaupt zeigte sich nicht lebhaftere Freude auf den Physiognomien. Ich schrieb dies dem vielen Bier zu, das sie tranken; ein Gläschen Wein hätte schon mehr Effekt gemacht. Die Tänzer waren von den Mädchen mit Bändern beschenkt worden, die sie dann auf die Hüfte hefteten; einige hatten bis sechse. – Überhaupt schienen mir alle diese Leute nicht so munter wie unsere Schweizerbauern, und unter den Mädchen sah ich kein einziges hübsches. Bei den älteren Weibern machte das braune Gesicht mit der weissen Kopfbinde einen sonderbaren Kontrast. Die ganze Kleidung hat auch etwas Nachteiliges, da sie zu steif und kurz ist.

Von da gingen wir noch eine Viertelstunde weiter nach Zwätzen, wo wir einen anderen Ball sahen in einem grossen

23.

Zimmer des Wirtshauses rauchten und schwatzten eine grosse Menge Purschen. Um sie herum tanzten andere mit Aufwärtinnen gravitatische Walzer. Die 4 Musikanten machten an einem Tische in der Ecke einen drolligsten Grupp. – Zwei Nebenzimmer waren mit Spielenden und Trinkenden angefüllt. – So gerne ich auch das Purschenleben hier beobachtete, so sehr sehnte ich mich wieder nach der freien Luft. Nach einer Viertelstunde nahmen wir unseren Rückweg.

Wir waren durch Auen längs der Saale hinausgegangen. Kleine Fusswege führen da zwischen Weiden-, Kirschen- und Pflaumenbäumen weg, die zwischen hohe Ulmen hineingepflanzt sind. Sanft, aber immer trübe fliesst die Saale zur Seite und ein mannigfaltiger Gesang von Vögeln ertönt aus allen Gebüsch. Solche Auen kenne ich nirgends in der Schweiz. – Durch einen von diesen ganz verschiedenen Wegen über Getreidefelder und bei einigen Gartenhäusern vorbei kamen wir wieder zurück.

24.

Donnerstag, d. 19. Von Montag an hatten wir Ferien. Heute aber fingen mehrere Collegien wieder an. Die Zeit schien mir aber zu kurz, um irgend eine Exkursion zu machen. Wir fingen nun an, bei schönem Wetter abends auf benachbarte Mühlen zu gehen, und dort mit Milch und Brot zu Nacht zu speisen.

Freitag, d. 20. Es wurde das Leichenbegängnis eines Mecklenburgischen Studenten gehalten, der hier an einer Lungenkrankheit gestorben war. Nachts nach 11 Uhr ging der Leichenzug vom Haus auf dem Nonnenplan weg, nachdem vorher eine Trauermusik aus Blasinstrumenten an der Türe eine Viertelstunde lang gespielt hatte. Nun ging sie voraus. Ihr folgten 7 schwarzgekleidete Studenten mit weissen Federn in den Hüten, und einer Schleife von weissem Flor über die rechte Schulter gegen die linke Seite hinab. In der Hand hielt jeder einen schwarzen, mit schwarz und weissem Flor behängten Stab, den man hier

25.

Marschallstab nennt. Nach ihnen kam der Sarg von 10 Purschen getragen. Darauf lag Degen, Stock, Hut, Handschuh und Sporen des Verstorbenen. Hinten und zur Seite gingen noch etwa 10 andere um die Träger abzulösen. Dann folgte die Landsmannschaft paarweise mit kleinen Florkokarden an den Hüten. – Zu beiden Seiten waren Leute mit Laternen, so dass der Zug sehr gut beleuchtet ward. Um die Ordnung desselben zu erhalten, waren 7 Pursche in roten Uniformen mit Säbeln, die immer hin und her gingen und sich auf ihre Kleidung nicht wenig zu Gute taten. – So ging der Zug langsam über den Markt und durch die Johannisgasse nach der Garnisonskirche ausserhalb der Stadt. Um halb ein Uhr langten sie da an. Ich hatte auf einem Grabhügel Posten gefasst und übersah von da eine ganz eigene Szene. Mitten im Gedränge von einigen hundert Menschen schlossen die Begleiter der Leiche einen Kreis um

26.

das Grab; alle Leichensteine, Bäume und Mauern waren mit Neugierigen angefüllt, von denen vielleicht viele um diese Stunde es nicht gewagt hätten, einzeln auf den Kirchhof zu gehen. Ein Gray⁷ hätte hier Stoffe zu einem Gedicht gehabt, das er seinem Dorfkirchhof hätte anhängen können. – Man gebot Stille und ein Landsmann des Verstorbenen hielt eine Leichenrede. Aber diese war nicht wie gemeiniglich nur eine Lobrede. Es waren philosophische Gedanken über das Dasein des Menschen in dieser Welt, und seine Fortdauer nach dem Tode. – Jedermann hörte aufmerksam zu, nur hie und da flüsterten ein paar Weiber, sich um einen Grabhügel zankend, auf den sie zugleich steigen wollten. Nach geendeter Rede liess sich die Musik wieder hören, während man den Sarg ins Grab senkte und die Erdschollen dumpf auf demselben tönten. In feierlicher Ordnung ging der Zug wieder nach Hause.

7 [Thomas Gray](#) 1716–1771, Dichter, u.a. «Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhof»

Sonntag, d. 22. Mein Hausherr lud alle seine Hauspurschen zum

27.

Nachtessen auf sein Gartenhaus nahe am Paradies. Da lernte man sich gegenseitig kennen, welches sonst nicht leicht geschieht, wenn man gleich lange im nämlichen Hause wohnt. Das Gespräch betraf meistens Gelehrte, wobei Frau Walch zeigte, dass sie in diesem Fache auch nicht ganz ununterrichtet sei, und oft witzige Einfälle hervorbrachte. – Es freute mich, in ihr zugleich eine so gute Hausmutter zu finden. Die drei Söhne sind nun schon zu alt, um unter der mütterlichen Aufsicht zu stehen, aber ihre etwa 12 Jahre alte Tochter zieht sie vortrefflich zum Hauswesen. Frau W. hatte den grössten Teil der Speisen selbst bereitet, und dabei die Sache so gut eingerichtet, dass sie um 7 Uhr, als die Gäste ankamen, immer bei denselben bleiben konnte.

Montag, d. 23. Für heute habe ich einen ziemlich philosophischen Artikel in mein Tagebuch zu tragen. – Herr Prof. Fichte eröffnete heute seine Vorlesungen wieder, die er wegen der Pfingstferien unterbrochen hatte. Sein Collegium über die Moral, wo er am meisten Zuhörer hat, fing er damit

28.

an, dass es sagte, er freue sich, sich wieder in der Mitte seiner Zuhörer zu finden, aber es tue ihm sehr leid, eine zweite Vorrede zu seinem Collegium halten zu müssen. – Jeder war begierig zu wissen, was denn dies für eine zweite Vorrede sein werde. Man sah sich mit Verwunderung an und war ganz Ohr. – Man hat mir gesagt, fing er an, mein Vortrag sei für viele meiner Zuhörer undeutlich und doch sehe ich ihre Anzahl nicht vermindert. Es soll einer sein, der rekrutiert, und verspricht, dass wann er 20 finden könne, so wolle einer meiner Collegen sein Collegium von vorne anfangen. Ich will gar niemanden davon abhalten, der glaubt, er werde dabei gewinnen, und mehr Nutzen daraus ziehen, und ich bitte, dass alle, die mein Collegium verlassen,

welche darin nicht fortzukommen glauben. – Wenn ich vor einiger Zeit eine Schrift habe drucken lassen, die einen meiner Collegen betrifft, so war es gar nicht in der Absicht, ihm einen Teil seiner Zuhörer zu entziehen. Da auf einem anderen Katheder von dieser Sache schon ist

29.

gesprachen worden, so wird es mir auch erlaubt sein, hier etwas davon zu sagen. Es geschah nur wegen einer personal Sache, die auf seine Zuhörer keinen Einfluss haben soll. Ich suche mir durch nichts Freunde zu verschaffen, als durch mein Philosophieren; diesem, einzig und nichts anderem verdanke ich diejenigen, welche ich bis jetzt gemacht habe. – Aber, um wieder auf die zu kommen, sie sich über die Dunkelheit meines Vortrages beschweren, so will ich ihnen etwas sagen, was sie kaum glauben werden: das nämlich, dass man mir von andern Seiten gesagt hat, ich sei nur zu weitläufig und suche mich zu sehr deutlich zu machen. Ich denke, das Beste werde sein, mich wie bisher nach der Mittelklasse zwischen beiden zu verhalten, denn ich behaupte, mit Nachdenken sei es jedem ohne Ausnahme möglich, nachzufolgen. – Noch andere, die anders nicht als von Hörensagen etwas von Kantischer Philosophie wissen, behaupten, ich sei noch dunkler als diese, und habe Dinge in meiner

30.

Philosophie, die sich in keiner andern vorfinden. Ich sollte also die verschiedenen philosophischen Schriftsteller ausziehen und so etwas zusammen stapeln, dass ich ihnen dann als ein System von Philosophie vortragen könnte? Das wäre mir ein Leichtes, ich dürfte mir dabei nicht so viele Mühe machen als jetzt, da ich durch Nachdenken in die grössten Tiefen der Philosophie hinabsteige, und da Sie ja selbst sehen können, wie viel Anstrengung ich noch hier habe, um Ihnen alles deutlich zu machen. Aber es ist eine höhere Ursache, die mich dazu bewegt. Ich halte es für die Pflicht eines jeden, dass er nach seinem besten Wissen lehren solle. Es sollen nicht philosophische Systeme aufgestellt werden, es soll philosophiert werden. Ich habe noch keinen meiner Zu-

hörer gefunden, der ein Nachbeter von mir geworden wäre; aber in manchem habe ich eine Begierde zu weiterem Nachdenken angefacht. – Nun will ich ganz kurz dasjenige wiederholen, was wir bis jetzt abgehandelt haben, und dann weiter fortgehen.

Dies ist das merkwürdigste einer Rede, die

31.

viel Aufsehen machte. Fichte hatte darin auch noch gezeigt, wie man ihn auf allen Seiten zu verleumden suche, und wie man einmal sogar ausgestreut habe, dass er Atheismus lehre. – Viele Leute glaubten, F. hätte auf all diese Gerüchte nicht achten sollen. Aber wenn man sich an seine Stelle versetzt, so wird man finden, dass er durch diese Rede sein Herz erleichtern und sich des verborgenen Grams einigermassen entledigen konnte.

Mittwoch, d. 25. Ich speiste bei Herr Hofrat Schütz zu Nacht. Ich lernte mehrere interessante Männer kennen, die sich hier aufhalten. Insonderheit freute mich es, durch Herrn [Langermann](#) partikuläre Nachrichten von Fichte und Schmid zu erfahren. – Md. Schütz wusste auch heute die Gesellschaft sehr gut zu unterhalten. Wann sie gleich etwa 40 Jahr alt ist, so hat sie doch noch das Ansehen einer höchstens 30 Jahre alten Frau, und weiss sich auch sehr gut darin zu schicken.

32.

Sonntag, d. 12. Brachmonat. Ich hätte nie geglaubt, dass in dieser Jahreszeit die Witterung in Sachsen beinahe so grossen Veränderungen unterworfen sei, wie in der Schweiz. Beinahe die ganze vorige Woche hatte es gutes Wetter gemacht. Vor acht Tagen aber wurde es wieder so kalt, dass einer meiner Landsleute (5.) sich sogar einheizen liess. Dieses dauerte aber nur zwei Tage, und nun kam die wahre Sommerhitze, so dass man an mehreren Orten anfang zu heuen. – Seit etwas Zeit war ich immer sehr beschäftigt, und beinahe nicht vors Tor gekommen. Gestern lud ein heller Himmel uns ein, ausserhalb der Stadt zu Nacht zu speisen. Wir gingen also nach Lobeda. – Um halb 7

Uhr verliessen wir die Stadt, gingen über die Brücke, und dann längs dem Ufer der Saale bis über die Schneidemühle. Der Fluss hatte hier ein seltsames Aussehen, weil er von der Schwelle an neben dem Paradies hinauf ganz mit Holz bedeckt war,

33.

das nach Naumburg hinab geflösst wurde.

Wir verliessen die Strasse und stiegen durch einen Fussessteig ein wenig den Berg hinauf, nahe bei einer Höhle, die bis gegen Ziegenhain hin unter dem Berge fortgehen soll und deswegen merkwürdig ist, weil man da die Schichten sonderbar über einander liegen sieht. Wir verfolgten nun den Pfad längs dem Abhang hin, der so romantisch als möglich ist. Bald geht man über Wiesen, bald zu äusserst auf einer Felswand, dann wieder durch einen Acker oder zwischen grünen Hecken. Oft muss man sich bücken um unter den herabhängenden Zweigen durchkommen zu können. Überall durften Wohlgerüche von der wilden Rute und dem Geissblatt, das sich an den Bäumen empor windet und dann oft einen Dickicht macht. Auch meine kleinen botanischen Kenntnisse gewährten mir schon manchen Genuss, weil ich da eine reiche Ernte fand.

Aus den Gebüschten tönten die Lieder der seufzenden Nachtigall und des munteren Schwarzkopfs.

34.

In der Ferne hörten wir sogar die feierliche Posaunen Musik auf dem Kirchturme, die in dieser Entfernung eben nicht unangenehm war. Die Aussicht veränderte sich auch beinahe alle hundert Schritte. Jena mit seinen Vorstädten und Gartenhäusern, die Saale die sich durch die Aue schlängelt, die vielen kleinen Dörfer, die halb in den Bäumen verborgen sind, die Blicke in die vielen grossen und kleinen Täler strömen angenehme Empfindungen in die Seele und lassen sich nicht beschreiben.

Im Dorfe Oberwöllnitz kamen wir wieder auf die Strasse, die wir aber bald verliessen, um einen neuen Pfad zu durchwandern. Was soll ich von dieser Lage sagen! Wir stunden alle still,

und betrachteten jeder für sich – die Dorfkirche die Dächer von Niederwöllnitz erheben sich sanft zwischen dem mannigfachen Grün von Obstbäumen und Ulmen empor; die Saale fliesst sanft durch Wiesen, wo das Gras zu dicht ist, um nicht sich niederzudrücken.

35.

Die hohen Hecken und die im Verhältnis niederen Obstbäume, über welche die Ulmen hoch empor ragen, gewähren einen ganz eigenen Anblick. Weiter hin sieht man noch mehrere Dörfer und das Städtchen Lobeda, dessen alte Burg von [Matthisson](#) besungen zu werden verdiente. Zuäusserst wird die Aussicht von den Thüringer Bergen und der hohen Leuchtenburg begrenzt. Wir kamen alle darin überein, dass ungeacht der grossen Mannigfaltigkeit der Gegenden in der Schweiz, sich keine mit der von Wöllnitz vergleichen lasse. Es dünkte mich, im ganzen Pflanzenreich die Verschiedenheit des Bodens und ein milderes Klima wahrzunehmen.

Doch stieg mir noch ein Wunsch zu Gemüte, um die Anmut dieser Gegend vollständig zu machen; nämlich, dass ich an die Stelle der elenden aus Lehmen gebauten Häuser einigen Bauernwohnung aus der Schweiz hierher setzen könnte.

Wir speisten zu Lobeda in einem Garten, und kamen beim Mondschein durch die Aue um halb elf Uhr wieder nach Hause.

36.

Heute Abend speiste ich in dem Klub zu Nacht. Es waren nur ungefähr halb so viele Leute da, als das letzte Mal. Indessen brachte ich die Zeit sehr angenehm zu, weil ich schon mehrere Bekannte hatte. Nur bedauerte ich es, dass man nach Tische nicht noch ein wenig länger beisammen blieb. In Frau Rätin Hufeland lernte ich heute ein sehr liebenswürdiges Frauenzimmer kennen. Ihr Gespräch ist unterhaltend und flösst Zuneigung ein, ihr Äusseres ist edel und ohne Zwang oder Affektation.

Samstag, d. 18. Ich wurde nebst meinen Freunden von Herrn Hofrat Schütz zum Mittagessen gebeten. Wir trafen da eine sehr

zahlreiche Gesellschaft an, die grösstenteils aus Verwandten bestand, die von Halle gekommen waren. Eine Mlle Semmler war ein recht hübsches Frauenzimmer, nur allzu schüchtern; denn man konnte nicht viel Worte aus ihr bringen. Ein steifer Postmeister in preussischer Uniform und mit einem langen Zopf spielte eine ziemlich komische Rolle. Man war sehr aufgeräumt,

37.

und blieb bis gegen 5 Uhr zu Tische. Man ging nun nach Hause, fand sich aber um 7 Uhr wieder zum Abendessen ein, um hernach die Damen auf einen Ball zu führen, den man im Konzertsaal halten wollte. Um halb 9 kam man auf dem Tanzplatz an, wo erst noch Madame Hufeland nebst ihrer Schwester und einer anderen Verwandten war, dagegen aber viele Chapeaux⁸. Sobald eine Dame ankam, so waren gleich viele Herren da, um sie für einen Tanz zu bitten. Die meisten wurden aber immer abgewiesen, weil die Tänze gemeiniglich schon lange vor dem Ball versprochen wurden.

Endlich um 9 Uhr fing man mit einem Dreher an, welches hier die beliebtesten Tänze sind. Die Musik hat $\frac{3}{8}$ Takt, wird aber so langsam wie ein Menuett gespielt. Dieses gravitatische Drehen gefiel mir aber nicht sehr; zudem dauert es immer wenigstens eine Viertelstunde. – Nachher wurde immer mit Drehen und englischen Tänzen gewechselt. Die letzteren gefielen mir besser, nur hielt es allemal sehr lange, ehe einer zu Stande kam, denn

38.

es wurden nicht mehr als vier getanzt. Eine französische Contredanse, hier Quadrille genannt, gefiel mir aber auch nicht sehr, es war zu wenig Abwechslung darin. Sehr begierig war ich gewesen, eine Polonaise tanzen zu sehen, aber auch darin wurde ich in meiner Erwartung getäuscht, denn eine lange Reihe von Tänzern und Tänzerinnen taten dabei fast nichts, als im Saal

8 Herren

herum spazieren. Die Walzer wurden hingegen sehr rasch getanzt, so dass man sich dessen gewohnt sein musste, um nicht zu schwindeln. Nach ein Uhr hatte der Ball ein Ende, und ich bedauerte es nicht sehr. Ausser dem eben gesagten war noch die Anzahl der Chapeaux in allzu grossem Verhältnis gegen die der Damen. – Ich lobte mir unsere bernischen Allemandes und die Walz, die das rechte Mittel zwischen dem hiesigen und dem Drehen halten. Auch schien mir ein Ball von Bernermädchen auch noch schöner, als einer in Jena, wo die meisten Damen in

39.

dem Alter sind, wo bei uns nicht mehr getanzt wird.

Samstag, d. 25. Ich ging heute Abend mit einigen Freunden in die Triessnitz, einem Wäldchen über dem Dorfe Winzerla, wo eine kleine Herberge ist. Wir speisten dort zu Nacht, und kamen erst ziemlich spät zurück. Ich nehme mir vor, diesen Ort ein andermal zu beschreiben. – Als wir gegen die Stadt kamen, so sahen wir auf dem Berge hinter derselben eine Menge kleiner herumirrender Feuer, welche in dieser Entfernung sehr angenehm zu sehen waren. Als wir näher kamen, so sagte man uns, es seien etwa 40 Jungen, die da mit Fackeln herumschwärmten, um das Johannisfest zu feiern. Ehemals soll dieser Gebrauch allgemein in der hiesigen Gegend geherrscht haben, jetzt kommt er nach und nach in Vergessenheit. – Woher wohl der Ursprung davon kommen mag?

Sonntag, d. 26. Beinahe unsere ganze Landsmannschaft machte diesen Nachmittag einen Spaziergang nach der

40.

Kunitzburg. Wir gingen um halb 5 Uhr von hier weg, bei Wenigen-Jena vorbei, durch die Aue bis in das Dorf Kunitz, das eine starke Stunde von hier an einem Arm der Saale liegt, die sich dort in zwei Teile teilt. Der Ort ist wahrscheinlich in älteren Zeiten beträchtlicher, wenigstens mit Mauern umgeben gewesen. Denn man sieht noch Gräben rings herum. Jetzt sind dort

nur schlechte Lehmhäuser. – Gleich hinter dem Dorfe fängt der Berg an sich zu erheben. Es führen zwei Wege auf die Burg. Der eine geht beinahe ganz gerade hinauf, der andere aber längs dem Berg. Wir wählten den letzteren, weil er weniger steil ist und kamen so ziemlich gemächlich aber doch nicht ohne vielen Schweiss hinauf.

Die Ruinen stehen zu äusserst auf einem Bergrücken gegen die Saale hin. Er mag ungefähr gleich hoch mit dem Hausberg sein und läuft auch parallel mit demselben; doch ist noch ein anderer Berg dazwischen. – Die Lage dieser Burg ist sehr romantisch. Auf der einen Seite ist noch eine mehr als zwanzig Fuss hohe dicke

41.

Mauer, in welcher einige Fensteröffnungen sind. Ausserdem ist noch viel anderes mit Gebüsch verwachsenes Gemäuer und Überbleibsel eines doppelten Grabens auf der hinteren Seite – die Aussicht ist nicht ausgedehnt, aber dafür desto angenehmer, weil man alle Objekte unter dem Auge hat. Auf der einen Seite zeigt sich die Gegend von Jena ungemein vorteilhaft. Von da an macht die Saale grosse Krümmungen und windet sich, bald vereinigt, bald in mehreren Armen zwischen malerischen Auen durch Dörfer und Saaten bis Dorndorf hinunter, wo man sie wegen ihrer hohen Ufer aus dem Gesichte verliert. Über diesem Orte steht die Dornburg auf einem schroffen Felsen, und weiterhin sind noch mehrere Dörfer.

Diese Gegend unter mir lag ich da zwischen den Trümmern, in denen einst edle Ritter und vielleicht oft auch Edle wohnten, welche der Schrecken der ganzen Gegend waren. Von ihrer Burg, die sie für die Ewigkeit erbaut wähten, sind nur noch einige Mauern übrig,

42.

die nun zum Wohnorte der Eulen erniedrigt sind. So vergänglich sind alle Werke der Menschen, nur ihre Seele soll unter immerwährender Vervollkommnung ewig leben. – Ich fühlte eine

gewisse Behaglichkeit, ohne sie mir selbst erklären zu können. Sehr ungern entschloss ich mich, diesen Ort so bald wieder zu verlassen.

Wir stiegen nun den steileren Fussweg hinunter, kamen durch einige Weinberge, und liessen uns bei Kunitz durch einen mehr als achtzig Jahre alten Greis über die Saale setzen. In Zwätzen, wo das Wirtshaus mit Purschen angefüllt war, speisten wir zu Nacht und kamen bei einem schönen Abend unter trauten Gesprächen zu Hause an.

Ich fand die schon mehrmals gemachte Bemerkung bestätigt, dass das Klima hier weit milder sein müsste als bei uns, da hier viele Pflanzen wild wachsen, die bei uns einzig durch Kultur fortkommen. Ich sah heute wildwachsenden Rittersporn (*Delphinium consolida*), die

43.

Ringelblume (*Calendula arvensis*), den Türkenbund (*lilium martagon*), das Geissblatt (*lonicera caprifolium*), den Flieder (*syring vulgaris*) und den bei uns sogenannten Faulbaum.

Sonntag, 3. Heumonat. Gestern starb in unserem Hause ein Holsteiner namens Rödiger, der 14 Tage lang an den Blattern krank gewesen war. Man beerdigte ihn wegen der plötzlich eingetretenen Fäulnis schon heute Abend, aber ohne alles Gepränge. Als Hauspursche muss ich nun hier Wochen lang eine Trauer-Masche tragen, die eine Schleife von Floor mit Bändern der Landsmannschaft (nun weiss, rot und braun) wird auf den Hut geheftet. – Es ärgerte mich zu sehen, wie beim Tod eines Studenten sich so viele Leute herbeidrängen, um Geld oder sonst etwas zu erpressen. Die Aufwärterin musste 10 grosse sogenannte Aschkuchen backen und 15 Mass Wein und über 30 Mass Bier herbeischaffen. Damit wurden hier im Hause vor dem Begräbnis die Pursche und Leichenträger bewirtet. Aber ausser diesen waren noch

44.

alle Handwerker, welche dem Verstorbenen oder dem Hausherrn etwas gearbeitet hatten, um eine Bouteille Wein und ein Stück Kuchen abzuholen. Schneider, Schuhmacher, Maurer, Schreiner etc. alle kamen heran gezogen. Überdies musste noch der Aufwärterin und ihrer Magd jeder 1 ½ Louis d'Or gegeben werden, um 4 Wochen lang Trauerkleider zu tragen. Ehemals wurden ihnen sogar ganze Trauerkleidungen gekauft, welches etwa 60 Taler kostete. – Es ist unbegreiflich, dass solche Missbräuche nicht abgeschafft werden.

Samstag, d. 9. Ich hospitierte heute zum zweiten Male in dem Collegium über Physik von Vogt⁹, der nach Lichtenbergs Handbuch lies. Er machte einige Experimente mit der Luftpumpe, die ich schon gesehen hatte, als den sogenannten Quecksilber-Regen. Schon das erstere Mal hörte ich ihn sehr sonderbare Vergleichen machen, um seinen Zuhörern die Experimente deutlich zu machen. Jetzt musste ich fast laut zu lachen anfangen, als er wieder ein solches Beispiel gab. Er hatte gezeigt, wie im luftleeren Raum

45.

eine Glaskugel niedersinkt, welche vorher an der Waage einem Stück Gold das Gleichgewicht gehalten hatte, und suchte es nun folgendermassen noch anschauerlicher zu machen. Stellen Sie sich zwei Partikularen vor, sagte er, die jeder 1000 Taler jährlich verzehren. Man denke sich eine dritte Person, welche dem einen jährlich 800, dem anderen 200 Taler zu ihren Ausgaben schenken. Wenn nun diese dritte Person stirbt, so verliert dadurch der eine weit grössere Unterstützung als der andere. – So etwas mochte noch unseren bernischen Professor [Blauner](#) zu gut gehalten werden, aber für Jena ist das zu arg.

Samstag, d. 16. Diesen Abend ging ich mit Fischer auf das kleine Haus im Weinberg des Herrn Walch. Es liegt am Fuss des Haus-

9 [Johann Heinrich Voigt](#) (1751–1823)

berges und gewährt einen angenehmen Ausblick auf die Stadt. Nachdem wir gespeist hatten, so setzten wir uns vor das Haus. Der Abend war sehr schön und in dieser Einsamkeit höre man nichts als das Geräusch der Saale, die über eine Wehr hinabfällt. Die Zeit verfloss unter mancherlei Gesprächen bis 10 Uhr, da wir dann nach Hause gingen. Es machte mich lachen,

46.

wie die Tochter des Herrn W., ein hübsches Mädchen von ungefähr 12 Jahren, sich nicht an dem Mond und Mondschein satt sehen konnte, und ganz entzückt darüber war. Sie schien mir gute Anlagen zur Empfindsamkeit zu haben.

Heute ertrank ein Student aus Colmar in der Saale. Er badete sich ganz allein an einem ihm unbekanntem tiefen Ort, ohne schwimmen zu können.

Sonntag, d. 17. Ich wurde von Herrn Professor Batsch eingeladen, Nachmittag um 2 Uhr der Versammlung der Naturforschenden Gesellschaft beizuwohnen. Ich fand da unter den Mitgliedern Fichte, Rat Hufeland, [Scherer](#), Püttner u.a. Viele Studenten waren als Gäste da. Etwa eine halbe Stunde lang blieb man in den drei Zimmern, wo die Naturalien und die Bibliothek aufgestellt sind, und unterhielt sich da über die merkwürdigsten Gegenstände. In einem Zimmer sind ausgestopfte Vögel und Gerippe von Vögeln und vierfüssigen Tieren. Ausserdem ist da noch eine kleine Sammlung von Schlangen

47.

und Amphibien. – Im anderen Zimmer ist ein beträchtlicher Anfang zu Mineralien-Cabinet, wovon aber ein grosser Teil Herrn B. eigentümlich zugehört. – Unter den neuen Beiträgen, welche die Gesellschaft seit kurzem erhielt, ist eine Sammlung von Insekten, die mit grosser Genauigkeit aufbewahrt sind. Jedes ist zwischen zwei Gläsern, die mit einem schwarzen Rand eingefasst sind. So nehmen sie sich ganz gut heraus, sind gut verwahrt und können bequem von oben und von unten betrachtet

werden. – Von einem andern Mitglied der Gesellschaft wurde eine Partie Lychen eingesandt, die nach einem eigenen System geordnet waren. Sie sind jedes besonders auf ein schwarzes Täfelchen geklebt. – Noch muss ich einer Sammlung von Blumenkronen gedenken, die Herr Professor B. gemacht hat. Mit einem staunenswürdigen Fleiss sind die Blumenblätter, Staubfäden und Pistille¹⁰ sowie auch die Kelchblättchen auseinander gelegt und auch die Blumenkrone in verschiedenen Richtungen da. Alles ist mit einer

48.

gewissen Symmetrie auf dünnes Postpapier geklebt und zwischen zwei Gläser gebracht. So werden auch die feinsten Teile der Blume und selbst die Farbe beibehalten. – In einem dritten kleinen Zimmer ist eine Bibliothek und ein Herbarium.

Gegen drei Uhr ging man ins Versammlungs-Zimmer. Herr Prof. B. zeigte der Gesellschaft die beträchtlichen Beiträge an, die sie zu ihrem Cabinet von mehreren Mitgliedern erhalten hatte. Er benachrichtigte sie von den nun angenommenen und den gestorbenen Mitgliedern. Aus diesem allem sah ich, dass sich die Gesellschaft schon weit ausgebreitet hat. – Hierauf las Herr B. noch eine Abhandlung vor, wie man die Naturgeschichte studieren und die Hauptsachen, auf die man Rücksicht nehmen müsste. Um das Studium derselben so vollständig als möglich zu machen, sollten sich die Naturforschenden Gesellschaften der verschiedenen Länder in eine Central Gesellschaft verbinden und unter sich in stetem Briefwechsel stehen.

49.

Zuletzt wurde noch ein Doktor medicinae aus Schlesien zum Mitglied angenommen und demselben das Diplom überreicht. – Man unterredete sich nun noch eine Zeit lang und ging dann auseinander.

10 Stempel

Ich ging mit Otth und Steck zum Tee zur Gräfin [Kameke](#) einer Freundin unserer Verwandtin Frau T.v.A. Schon gleich nach meiner Ankunft hatte ich sie kennen gelernt und seither ein paar Mal gesehen. Nähere Nachrichten von dieser interessanten Dame will ich ein andermal niederschreiben.

Abends war Klub. Die Gesellschaft war zahlreich und ich machte mit mehreren Personen, unter anderen mit Madame Gütling Bekanntschaft, einer lebhaften und witzigen Frau.

Montag, d. 18. Frau Kirchenrätin Schickler hatte auf diesen Abend eine zahlreiche Gesellschaft in einen nahe gelegenen Weinberg gebeten und ihre Tischgenossen auch dazu eingeladen. Man speiste unter freiem Himmel und war sehr

50.

vergnügt. Der stille Abend, der herrliche Mondschein und der Anblick der sanft schönen Natur um die Stadt her erweckte Munterkeit in der zur Freude gestimmten, und lebhaften Gefühle in den für solche Genüsse gestimmten Herzen. Die Phantasie verlor sich da in Luftgebilden. – Die Damen waren sehr aufgeräumt, wozu der Wein etwas mochte beigetragen haben. Sie sangen und neckten sich und waren recht vergnügt. Eine einzige Madame H. die ich heute erst kennen lernte, schien mir an dem allen wenig Anteil zu nehmen. Ich fand da ganz mein Ideal, sie war für höhere Genüsse empfänglicher. Beinahe den ganzen Abend unterhielt ich mich mit ihr und nur selten mischten wir uns in das allgemeine Gespräch. Die Sanftheit ihres Charakters schien mir einen Anstrich von Melancholie zu haben. Bald erfuhr ich, dass ein eigensinniger und eifersüchtiger Gemahl, doch ganz mit burschikosen Ideen und Maximen ausgerüstet, ihr Unglück sei. Geduldig trägt sie das Joch, aber ängstlich sieht sie der Zukunft entgegen. – Um halb elf ging die ganze Gesellschaft nach Hause, und ungern

51.

trennte ich mich von dieser schönen Seele.

Dienstag, d. 19. Professor Fichte hatte gestern seine Stunden ausgesetzt, weil seine Gattin mit einem Sohn niedergekommen war. Heute wurde er in allen drei Collegien mit Freudenbezeugung (nämlich Stampfen mit den Füßen) empfangen, und bedankte sich kurz aber in angemessenen Worten über die Teilnahme, die man ihm bezeuge.

Mittwoch, d. 20. Prof. Fichte liess heute seinen Sohn taufen (im Hause, wie dies unter den Vornehmen Sitte ist) und die Studenten wurden von einem Senior durch einen Anschlag am Schwarzen Brett aufgefordert, ihm diesen Abend ein Ständchen zu bringen. Man versammelte sich um halb 10 Uhr auf dem Markte. Bis um 10 Uhr ging man in grösseren Haufen auf und nieder, und schwatzte mit einander, so dass man nur ein lautes Gemurmel hörte. Es mochten wohl 300 Pursche da sein. Auf ein mit der Trompete gegebenes Zeichen schloss man einen Kreis,

52.

die Innersten gaben jeder einen Groschen für die Musik und dann zog man vor Fichtes Haus. Der Hof und der kleine Platz aussenher waren angefüllt, sogleich wurden Lichter unter die Fenster gestellt und Fichte legte sich in eines derselben. Ein Student führte das Wort, nachdem man ein wenig Musik gemacht hatte, und dann rief man unter Pauken- und Trompetenschall ein dreimaliges Lebewohl für F., seinen Sohn Hartmann Immanuel und seine Gattin. Nun wurde Stille geboten, um Fichtes Gegenrede anzuhören. Er dankte für die Teilnahme an der (wie er sie nannte) erfreulichsten Begebenheit seines Lebens und empfahl seinen Sohn den Anwesenden. Er nahm diese Gelegenheit, um seine Freude zu bezeugen, in unserer Mitte sein Leben zuzubringen und wünschte zuletzt allen, ihr Herz für Vaterfreuden empfänglich zu erhalten, um einst ähnliche Freuden wie er jetzt zu geniessen. – Nachdem man noch eine Zeit lang Musik gemacht

53.

hatte, so ging man auseinander. Fichte schien sehr gerührt zu sein und hatte einige Mühe zu sprechen. – Jedem drängte sich die Bemerkung auf, dass die Gunst der Studenten beinahe ebenso veränderlich sei, als die Volksgunst. Auf den 20ten Heumonats des vorigen Jahres hatte man sehr tumultuarisch das Gedächtnis eines Auszugs der Studenten gefeiert und ein paar Monate früher waren Fichte die Fenster eingeschlagen worden, weil er sich öffentlich gegen die Orden erklärt hatte; so dass er den ganzen Sommer auf einem Landgut bei Weimar zubrachte.

Sonntag, d. 31. Morgens früh fuhr ich in einem Wagen mit O., Stu B. nach Weimar, grösstenteils um den Park nun im Sommer zu besehen. Der Weg schien mir nicht zu langwierig, wie das vorige Mal; die Saaten waren damals noch sehr niedrig, jetzt hingegen zeigten die noch grünen Weizen- und Haferfelder mit den gelben Roggen- und Gerstenäcker ein unterhaltendes buntes

54.

Gemische. Die Dörfer, die sich wegen der sie dicht umschliessenden Obstbäume in der grossen Ebene wie Inseln herausnehmen, waren in einiger Entfernung angenehm zu sehen. Aber so oft ich in ein sächsisches Dorf kam, so wandelt mich ein unangenehmes Gefühl an. Die aus Ton erbauten Häuser, die zerrissenen Strohdächer und die zerbrochenen Fenster scheinen mir Zeichen der Armut zu sein. Den widrigsten Eindruck aber empfinde ich, wenn ich mich so an einem Sonntag in ein vaterländisches Dorf denke, wo die Bauernleute reinlich gekleidet aus den bequemen Häusern hervorkommen, um zur Kirche zu gehen. Hier hingegen haben selbst an Feiertagen die Männer meistens schmutzige lederne Beinkleider, und der Jüngling sitzt mit niedergeschlagenem Blick an der Haustüre. Die Weibspersonen sind grösstenteils hässlich, sind braun wie Kosaken und haben schon

55.

schon sehr früh eine gerunzelte Stirne. Selbst des Sonntags gehen sie meistens ohne Schuhe und Strümpfe, welches die Männer selten tun und ihr Putz macht sie nur noch hässlicher. Eine weisse Kopfbinde macht, dass das Gesicht noch brauner scheint, und zwei bis drei Unterröcke von wollenem Tuch, die nur ein wenig über die Knie hinunterreichen, verunstalten sie vollends. – Die Auflagen sind sehr gross und wäre der Boden nicht so fruchtbar, so könnten diese Leute nicht leben. Von der Aufklärung, die im Herzogtum Weimar unter den höheren Ständen herrscht, ist nichts in die Klasse der Landleute hinab gedrungen, vielmehr herrscht sie bei jenen nur auf Unkosten von diesen. Dies gibt Stoff zu vielen Betrachtungen über Menschenglück, Regierung, Wissenschaften u.s.w.

Nach etwas mehr als zwei Stunden langten wir in Weimar an. Der ganze Hof von Hessen-Darmstadt war den vorigen Tag

56.

über hier gewesen. Ein Teil davon war schon heute früh nach Leipzig gereist, und jetzt sahen wir noch die übrigen 4 Wagen abfahren. Ich gestehe, dass ich anfangs einige Freude dabei empfand, dass die Fürsten auch mit den Unbequemlichkeiten einer schnellen Abreise und Veränderung ihres Wohnortes sich bekannt machen müssen. Aber bald musste sie anderen Gedanken Platz machen, als ich einsah, dass dieses alles doch Unkosten des Landes geschah und grösstenteils auf die ärmste Klasse der Einwohner zurückfalle. Wie lange wird wohl noch eine solche uneingeschränkte Fürstengewalt dauern!

Wir spazierten in dem Park und gingen dann nach Belvedere, etwas weiter als eine halbe Stunde von Weimar auf einer Anhöhe liegt. Der Weg bis dahin ist beinahe ganz gerade, und zu beiden Seiten mit Kastanienbäumen besetzt. Das Lustschloss ist mitten in einem Park, der etwa eine halbe Stunde

57.

im Umfang haben mag und ganz mit Mauern eingeschlossen ist. Die Gebäude sind unbeträchtlich und haben ein schlechtes Aussehen. Die Fensterscheiben sind sehr klein und geben ihnen das Aussehen eines Klosters. Die bunt bemalten Säulen und Ecksteine hingegen erinnern an das Geräte eines Dorfschulzen. Ausser einer beträchtlichen Orangerie gefiel mir hier gar nichts. – O. und ich machten einen Besuch bei Herrn [Monnier](#), der mit seinem Zögling Hawke hier den Sommer zubringt. Er beschäftigt sich jetzt mit der deutschen Literatur. Bei Hofe ist er sehr gut angesehen und hat die Erlaubnis, in Belvedere eine Erziehungsanstalt für junge Engländer einzurichten. – Ein Gewitter bedrohte uns bis nach Weimar, aber wir entgingen ihm noch.

Als wir nach Tische in den Park gehen wollten, so hörten wir Trompeten auf dem Platz beim Schloss und gingen hin, um zu sehen, was dies zu bedeuten habe. Wir fanden einen

58.

wohlbeleibten Mann mit roten Westen und Beinkleider und einem blauen mit Silber verzierten Kleid (der Livree des Weimarschen Hofes) welcher vor einem Gebäude gegenüber des Schlosses stand und gravitatisch mit vollen Backen in die Trompete blies. Bald kamen 12 Bediente hinter einander aus dem Hause und trugen die Speisen aufs Schloss. Diese Art, die Gesellschaft zur Tafel zu versammeln, macht mich lachen, weil ich mich dabei erinnerte, wie man auf der Jagd das Horn auch zum Herbeirufen, aber nicht der Menschen, gebraucht.

Den Park sah ich heute zum ersten Mal recht belaubt. Gewiss ist die Lage des Orts so gut benutzt als möglich. Der kleine Fluss Ilm fliesst durch ein kleines Tälchen sanft von Belvedere her gegen Weimar und längs demselben sind die Anlagen gemacht. Der grösste Teil davon ist zwischen der Ilm und der Strasse nach Belvedere in einem Raum von etwa 30 Jucharten. Es sind da schattige

59.

Wege am Wasser und dann breiter und offener auf der Anhöhe. Die ersteren gefallen mir sehr wohl. Man hat da einige vortreffliche Aussichten über Wiesen und durch Gebüsche in ein Dorf und ausserdem immer die Ilm zur Seite. Einige hervorragende Felsen hat man bemüht, um Grenzen zu machen. Welche ganz die Natur selbst zu sein scheinen. – Ein jenseits des Flusses angepflanztes Gehölz ist älter als die übrigen Teile des Parks. Es ist angenehm mit Wegen durchschnitten. Auf einem Platze steht die Bildsäule von einem Faun und weiter hin sind zwei Quellen sehr gut nachgeahmt.

Die Gebäude im Garten sind nicht in grosser Anzahl und gefallen mir auch nicht recht. Eine Kirche, die inwendig in einem Saal besteht, fällt ins Kleinliche, weil die Steine nur bemalt sind und sie nicht die gehörige Grösse hat. Schwer ist ein Tempel der Nympe, an welchem noch jetzt gebaut wird. Er ist ein längliches Viereck mit einem niedrigen Dach. Auf der einen,

60.

schmäleren Seite ist eine dorische Säulenordnung. Auf der anderen Seite gegen den Abgang des Hügels ist etwas von ägyptischer Bauart. Das Inwendige wird zu einer Wohnung für die herzogliche Familie eingerichtet.

Anmerkung des Autors:

Ende der Tagebucheinträge in Jena

* * * * *

Die Zeit Mays in Jena war begleitet vom grossen Wetterleuchten im Westen. Die Jenaer «Freien Männer» lebten zwar seit ihrer Jugend unter dem Eindruck der Französischen Revolution. Sie verehrten Rousseau und begrüsst die Ideen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, standen der politischen Entwicklung in Frankreich jedoch teilweise kritisch bis ablehnend gegenüber. Mit Bonapartes Feldzug nach Oberitalien rückte auch die reaktionäre Eidgenossenschaft ins Blickfeld der Betrachtungen, umso mehr, als sich Vertreter der Berner Landsmannschaft gut in den Kreis des Freundschaftsbundes integriert hatten. So entstand ein

Schweiz-Bild,

das bereits damals von Klischees bedient wurde. So schreibt Lange an Smidt:

«[...] Bester, ich denke jetzt immer, wir sprechen uns ja so bald; denn Du musst wissen, dass ich es schon längst für mich ausgemacht habe, das Du mit in die Schweiz gehen würdest. – Smidt, all diese Menschen, die Du theils noch nicht kennst, alle gehen hin um einzutreten in diesen Tempel der Gottheit, würdig zu werden, einzutreten in dies Allerheiligste, dort sich und andere zu finden, gehoben zu werden, wie sie bisher noch nicht gehoben waren, durch den Anblick dieser heiligen Natursonnen, und Du wolltest nicht mit? Du, dessen Ausspruch: ich gehe mit! allen wie ein electrischer Schlag Freude mitteilen wird? [...] Es sind ein paar Schweizer hier, die Du nicht kennst, ganz vortreffliche Leute, die beide gegen Ostern weggehen, und wovon der eine (grade der, mit dem ich noch fast alle Tage bey Herbart zusammengekommen bin) mit ihm geht. Der andere macht noch erst eine Reise nach Paris, und dann finden sie sich auch in der Schweiz wieder. – Bester ich kann Dir nicht sagen, um wie vieles mir die Aussicht nach der Schweiz angenehmer geworden ist. Wenn ich mir denke mit diesen Menschen da zu sein, oder mit Dir sie da zu finden, dann ist mir meine bisherige Welt viel zu

enge. Dann möchte ich alles an die Seite werfen, um mit diesen Menschen dort menschlicher zu werden. [...]».

Zu diesem Schweiz-Bild trugen auch die Dichter und Maler der Frühromantik bei. In Jena gaben sie sich gegenseitig mit den jungen Philosophen die Türklinken in die Hand. Das Gebirge ist in seiner ›Unschuld und Erhabenheit‹ zu einem Sehnsuchtsort im Denken der Frühromantiker geworden. Dies erhöht auch die Menschen, die in diesem Gebirge leben. Bestimmt haben auch Reiseberichte aus der Schweiz¹¹ und die Schilderungen der Schweizer Studenten – die vielleicht sogar von einem gewissen Heimweh geprägt waren – zu diesem verklärten Bild beigetragen. Bestimmt aber hatten die Schriften Rousseaus dieses Bild bei aufgeklärten Intellektuellen geprägt, Rousseaus Idee vom ›Naturzustand‹, wo die Menschen frei und im Einklang mit der Natur leben.

Doch Steck erkannte die Täuschung, wenn er an Albrecht Zehender schrieb: « [...] Es ist zum Lachen, was sie sich von der Schweiz und ihren Bewohnern für grosse Dinge denken; wir hatten Mühe ihnen den Wahn zu benehmen, als wenn die Menschen dort besser wären als hier. Nimmermehr konnten sie begreifen, dass eine so grosse Natur die Menschen in ihrer Nähe so roh und unentwickelt lassen könnte, sie vergassen, dass die Natur nur das für den Menschen seyn kann, was er in sie aus seinem Innern hereinträgt.»

Dieses Schweiz-Bild änderte sich schlagartig noch einmal, als sich zu Beginn des Jahres 1798 die Invasion der französischen Revolutionsarmee abzeichnete und Albrecht Friedrich May, mit dem seine Freunde in ständiger Korrespondenz standen, als Bernischer Offizier unter die Waffen gerufen wurde. Einerseits litt die intellektuelle Jugend mit den kriegsgeprüften Schweizern und an der Zerstörung ihres romantischen Schweiz-Bildes, andererseits fieberten sie der Helvetischen Revolution entgegen,

11 Jens [Baggesen](#) ›Parthenäis oder Die Alpenreise‹ aus den Jahren 1792/93 oder Johann Gottfried Ebels ›Reisehandbuch‹ vom 1793

einem grossen Experimentierfeld für ihre ambitionierten Ideen. Und mitten drin standen ihre Freunde aus der Jenaer Zeit: Steck und May als Exponenten der Helvetischen Republik in der neuen Hauptstadt Aarau. Was lag da näher, als mit ihnen unter Leitung des Ministers und Kantianers Philipp Albert Stapfer und Pestalozzi, endlich die Ideen der Bildung und Erziehung der Menschen in die Tat umzusetzen.

Hin zu einer <neuen Schweiz>

Bereits im Jahr 1797 machte sich Steck in einem Brief an Albrecht Zehender zur Verbesserung der Bildungssituation in der Schweiz folgende Gedanken:

«[...] Du hast unsern Wunsch ein ähnliches Institut humaner Vereinigung als wir hier haben, auch auf heimischem zu errichten sehr freundlich aufgenommen. [...] Da blosser Belehrung vorläufiger Zweck ist, so wird die Verbindung kein Aufsehen machen, keiner etwas Gewagtes darin erblicken: sie bedarf nicht idealischer Menschen, jeder der das Gute will, Mut und Kraft hat einst dafür thätig wirksam zu seyn, ist ihr ein willkommener Genosse. Sie wird also nicht auf wenige eingeschränkt seyn und kann es nicht, da medizinische Polizey und Landwirtschaft mit in den Plan gehören. Aber allerdings müssten bindende äussere Formen hier stattfinden, man würde sich in Fächer teilen, jedem seine bestimmte Arbeit anweisen, man müsste correspondierende Mitglieder suchen, kurz eine Einrichtung wie bey der oekonomischen Gesellschaft im Auge haben, ohne die Mittelstufen überspringen zu wollen, und ich denke wenn man alles nicht auf einmal will, so dürfte es wohl gelingen. Wie Du bemerktest, die Wahl der Glieder müsste sorgfältig seyn; keiner, der von politischer Intoleranz mehr oder weniger angesteckt wäre, ist unser Mann, denn die Gesellschaft müsste seyn eine Verbindung für Humanität, ihr höchster Zweck <Verbesserung des geselligen (sic. gesellschaftlichen) Zustandes auf dem Wege der Reform vorzubereiten durch Verbreitung der Kenntnisse die bey dem Handeln leiten sollen>. Es fallen mir schon mehrere bey, auf die wir

ziemlich rechnen können, May, Kasthofer, Hartmann, Herport, Otth, (Wytttenbach + Arburg [?], Bitzcius, Benoit) u. a. m. Ältere wünsch' ich mir keine, die stünden uns nur im Wege, unter uns müssten wir einen selbstständigen Mittelpunkt gewinnen, von unsern Zeitgenossen an uns reissen, was vom Flecke kommt, und jüngere an uns ziehen. Auch ist es ein grosser Vortheil mit wenigen anzufangen, es ist schwer einig zu werden, wenn die Anzahl grösser ist, [...]».

Es ist offensichtlich, dass über blossе Vorstellungen hinausgehende Pläne vorhanden waren, in Bern ähnliche Institutionen fortschrittlichen Denkens einzurichten, wie sie Steck von der Gesellschaft der Freien Männer in Jena kannte.

In die gleiche Richtung ging der Aufruf des 24-jährigen Herbarts im Frühjahr 1800 aus Bremen an seine Freunde. Er hatte kurz zuvor wegen Zerrüttung der Ehe seiner Eltern eine Hauslehrerstelle in Bern abrechen müssen. «Möchtet Ihr?» war seine Aufforderung zu einem Erziehungswesen im Grossen, das drei Standorte umfassen sollte: Bremen, Bern und Rügen.

Dem Schweiz-Bild in mehrfacher Hinsicht und der Anziehungskraft des Gebirges voll erlegen war der Jenaer Junggelehrte **Friedrich August Eschen aus Eutin**. Er nahm im Jahr 1798 eine Hauslehrerstelle bei Karl Friedrich von Wattenwyl auf seinem Gut in Muntelier bei Murten an. Aus dieser politischen und gesellschaftlich turbulenten Zeit berichten seine ausführlichen Briefe.

Friedrich August Eschen, 1776–1800

≈ 7.2.1776 in Eutin, † 7.8.1800 bei Servoz/Chamonix, Sohn des Eutiner Juristen und Freimaurers Jacob Hugo Eschen. Er besuchte die Eutiner Lateinschule unter dem Rektor [Johann Heinrich Voß](#) (1751–1826), von dessen Wirken als Dichter und Homer-Übersetzer er stark beeinflusst wurde.

Ab 1796 studiert E. in Jena, wo er auf Vermittlung seines Landsmanns und Freundes Johann Friedrich Herbart Mitglied in der von Johann Gottlieb Fichte geförderten literarisch-republikanischen Studentensozietät [der Freien Männer](#) wird. Aus dieser Gesellschaft heraus ergeben sich weitere Freundschaften, etwa zu Theodor Ziemssen und [Albrecht Friedrich May](#) und Steck. Bereits ab 1797 publizierte er erfolgreich Übersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen sowie eigene Dichtungen.

1798 geht er nach Bern in die [Helvetische Republik](#), wo er, wie parallel auf Märchligen Herbart, als Hauslehrer und Erzieher, bei Niklaus Rudolf von Wattenwyl auf dessen Gut in Muntelier und ab 1800 Johann Rudolf von Frisching, Schlossherr auf Rümliigen, tätig wird. In dieser Zeit kommt es gemeinsam mit Ziemssen zur Bekanntschaft mit [Johann Heinrich Pestalozzi](#).

Eschen kommt im August 1800 bei einer Gletscherwanderung mit Theodor Ziemssen am Mont Buet ums Leben.

Briefe des Friedrich August Eschen Verfasst in den Jahren 1798 – 1800

Transkribiert von Dr. Michael Wortmann, D-Hansestadt Lübeck,
Verfasser des Buches [Der Freie Mann – Friedrich August Eschen](#);
sprachlich angepasst und mit Hinweisen versehen von Werner Adams

An Jacob Hugo Eschen [*Anm.: Vater*]

Datierung: Donnerstag, 9.2.1797 Ort [Jena] Nachweis: FAE
Sonstiges: 1 Bogen, gerippt, Goldrand. Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 18. Febr. 1797. Beantw. den 23. - „ -

d. 9ten Febr. 1797.

Bester Vater,

Empfangen Sie meinen frohesten Dank für Ihren Glückwunsch. Ihr Brief kam grade am 7ten Februar, und wenn jeder Tag, an dem ich einen Brief aus meiner Heimat bekomme, mich vergnügt sieht, so sah er mich jetzt doppelt froh. Denn wie könnte ich mich an dem Tage nicht freuen, da ich Ihnen und mir gegeben ward? Wehe dem, dem ein solcher Tag ein Tag der Trauer ist! Ich erstaunte, wie ich in Ihrem Briefe sah, dass Bach¹² noch

12 Christian Bach, Freund aus Eutin

nicht geantwortet hätte, und als ich ihn fragte, ob dieses wahr sei, schien er selbst erstaunt: denn wie er mir sagte hatte er schon seit einiger Zeit einen Brief an den Professor [Woltmann](#) gegeben, der ihn in den seinigen hatte einschließen wollen. Wenn dieses wahr ist, wie ich es glaube, so weiss ich nicht durch welche Ursache der Brief verspätet ward. Die guten Eltern! und vorzüglich die gute Mutter! Sie ist zu gut und zu weich, um sich nicht die ängstlichsten Vorstellungen zu machen. Versichern Sie ihr doch in meinem Namen, dass Bach – ich wollte Christel schreiben und die Feder wollte nicht angeben – dass Bach sehr wohl ist, und dass nichts als Nachlässigkeit die Ursache seines Nichtschreibens sein könne. – Doch der Brief wird ja schon angekommen sein, und wird sie selbst davon versichert haben. Lossau¹³, der Freund von C.R. Meyer und von Bach, ist ein Hamburger und also mein Landsmann; aber wir sind einander so fremd geworden wie möglich. Ich lernte ihn bald kennen wie ich hierher kam, aber ich sah ebenso bald ein, dass wir nicht für einander waren, und daher kam es, dass wir uns bald verkennen lernten. – Überhaupt sehen mich die meisten meiner Landsleute mit etwas scheelen Augen an, weil ich mich nicht so an sie halte, wie sie vielleicht wünschen: welches mir aber bei gleichgültigen Menschen immer gleichgültig ist, und, wenn ich mich dabei zu trösten nöthig hätte, so könnte ich mich mit dem Beispiele meines Freundes [Gries](#) trösten, dem es ebenso geht. – Doch weg mit den Possen! – Lossau schreibt, dass Bach durch seine drolligten Einfälle // eine ganze Gesellschaft aufheitern könne? – Immer möglich, nur hörte ich nie drolligte Einfälle von ihm, welche ich ihm aber deshalb gar nicht will abgesprochen haben. Vielleicht mag überhaupt das Finstere, was ich in ihm zu bemerken glaubte, nur in meiner Ansicht liegen, oder vielleicht ist es nur so gegen mich – aus welchen Gründen wüsste ich freilich nicht. Die Gesellschaft, die Lossau gewöhnlich um sich hat lernte auch ich im Anfange kennen, aber sie hatte für mich

13 Peter August Lossau aus Hamburg (1772-1845), Student der Theologie in Jena

etwas so Widerstehendes, dass ich ihrer sogleich satt hatte. Ich bedaure den guten Bach, denn ich glaube nicht, sowohl dass er an der Gesellschaft, als dass diese an ihm Vergnügen findet, und Sie kennen Bach genug um dies zu erklären. Deshalb aber ist es mir sehr lieb, dass Fritz Bach nächsten Ostern hierher kommt, und ich glaube wohl, dass er die Rolle eines Mentors bei seinem Bruder spielen könne. Dass Bach auf Kindts¹⁴ Brief nicht nach Weimar kam, war sehr natürlich: denn der Brief kam erst den Tag darauf an, weil er durch irgend einen Zufall musste verspätet sein. Glauben Sie also nicht in dem Zusammentreffen dieser Umstände etwas Rätselhaftes zu sehen, welches nicht darin ist. Beinahe fürchte ich aus dem Tone Ihres Briefes, dass meine Schilderung von Bach in meinem letzten Briefe mit zu grellen Farben gemacht wurde. Ich wiederhole daher dasjenige, was ich wünsche von Ihnen als das Resultat derselben angesehen zu werden. Alles, was mir an Bach missfällt ist Mangel an Charakter und Energie, und ein Betragen gegen mich, welches ich herzlicher wünschte. Sonst besucht er seine Collegia fleissig und, wie ich glaube, repetiert er sie eben so fleissig: er geht des Abends um zehn oder elf zu Bette, welches ich immer hören kann, und daher muss ich das, was die Aufwärterin gesagt hatte, dass er nemlich des Abends erst um zwölf zu Hause käme, als eine Übertreibung von ihr widerrufen. Er ist übrigens vollkommen gesund, er isst gut, macht sich Bewegung, und schläft gut – und was will man weiter? Mit Einem Worte – ausser der Veränderung des Betragens gegen mich, ist Bach derselbe, der er in // Eutin war, und Sie können also seine Eltern hierüber vollkommen beruhigen. Ob Fritz Bach zur Akademie reif ist, weiss ich nicht, aber ich sollte es glauben. Wer nur Sinn dafür hat, der wird gewiss durch das wechselseitige Streben und Arbeiten anderer um ihn her von gleichem Eifer fortgerissen werden, und deshalb hier am schnellsten nachreifen können. Nein, so sehr ich es auch vorher geglaubt habe, so sehr ändere ich jetzt meine Meinung: es könnte unmöglich gut sein, dass die

14 Heinrich Hugo Kindt aus Eutin

Akademien einst aufgehoben würden. Sie sind die wahre Schule, worin man die Menschheit und durch dieselbe sich selbst kennen lernt. In seinem Zimmer oder auch in seiner Vaterstadt eingeschlossen kann man gewöhnlich nur eine Seite der Menschheit kennen lernen. Der Mensch kann sich dort nur halb entwickeln, weil er dort nie den ganzen Menschen und dessen Kräfte sieht. Ganz anders auf der Akademie; aus allen Gegenden stossen hier Menschen zusammen: alle bringen einen eigenen Charakter mit, und indem man alle mit einem Blicke aufzufassen sucht, wird man am leichtesten den ganzen Menschen auffassen, weil dieser ein Individuum ist. Aber zu allem diesen gehört, dass man Freunde habe und ich danke dem Himmel, dass ich sie hier so fand, wie ich sie nur wünschen konnte. Und wenn sie sich auch nach einander von mir trennen, unsere Geister bleiben doch bei einander und vielleicht begegnen wir uns einst in dem grossen Wirkungskreise der Welt und bieten uns herzlich die Hand: Ja, es geht mir sehr, sehr nahe, dass sich diesen Ostern so viele von meinen Freunden von mir trennen.

[Fischer](#), [Steck](#), [Boehendorff](#), [Muhrbeck](#), Lange¹⁵ und wahrscheinlich auch mein [Herbart](#) (doch dieser wünscht es nicht eher bekannt ehe es ganz bestimmt ist) gehen nach der Schweiz, wo sie schon viele ihrer Freunde antreffen. Wie viel ich durch diese Trennung verliere können Sie nicht glauben. Geist und Herz vereinigten uns in kurzer Zeit mit festem Bande. Alle, die ich nannte, sind die edelsten, besten Menschen: alle haben ein Ziel vor Augen, das weiter hinausliegt, als das // gemeiner Menschen, alle wollen das werden was das edelste aber auch das schwerste zu erreichen ist- *sie wollen Menschen werden*, d.h. Menschen, die, nicht geboren um nur die Früchte der Erde zu verzehren, das Edle aber zugleich auch das Verderben der Menschheit erkennen, und die sich irgend einen Platz auf der weiten Welt suchen, um von dort aus mit stiller Ruhe, aber um desto sicherer, auf die Menschheit zu wirken und wo möglich

15 Johann Georg Lange aus Bremen (1776–1851), Student der Theologie in Jena

sie von der Erschlaffung, worin ein großer Theil derselben zu versinken scheint, aufzuregen. – Verlöre ich sie nur nicht mit Einem Male! Aber Alle – Nein dies muss mich niedergeschlagen machen, und ich werde die Frühlings-Sonne nicht so froh begrüßen, wie ich es in ihrer Gesellschaft gethan hätte. – Aber vielleicht begrüße ich um desto froher, mit ihnen vereint, die hinter den Bergen aufgehende Herbst-Sonne! – Verzeihen Sie, bester Vater, ich muss hier abbrechen: ich kann nicht weiter.

Ihr getreuer Sohn / Fr. Aug. Eschen.

P.S. Ich wünschte, dass der Brief an meine Grossmutter an ihrem Geburtstag in Schwartau anträfe: er hat so lange Zeit. – Mel- den Sie mir auch ja, was die Blatterpatienten machen, denen ich herzlich grüsse.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Montag, 20.11.1797

Ort: Jena Nachweis: FAE Sonstiges: 1 Bogen, gerippt, Gold- rand. Vermerk JHE l.o.: Erh. den 2ten Decbr. 1797.

Beantw. den 11ten - . - .

Jena d. 20sten Nov. 97.

Bester Vater,

Eben komme ich von einem Spaziergange nach Tische zurück und erhalte Ihren Brief, und schon sitze ich hier, Ihnen zu ant- worten. Dass die verspätete Antwort auf Ihren vorletzten Brief Ihnen auch nur den Gedanken erweckte, ich könne über die Freuden in [Giebichenstein](#)¹⁶ mein väterliches Haus vergessen, dies konnte ich nicht erwarten: dieser Gedanke müsste Ihnen so fremd seyn, wie mir, dachte ich; und jede andere Ursache meines verspäteten Briefes für Sie grössere Wahrscheinlichkeit haben. Nein, bester Vater, dies dachten Sie nicht: denn Sie ken-

16 Eschen war befreundet mit der Musikerin [Caroline Louise Reichardt](#)

nen mich, und Sie wissen es auch, dass grade in der Fremde man dessen, was einem teuer und wert ist, am meisten gedenkt, wie ich meiner Heimat, meiner Eltern und meines Geschwisters in Giebichenstein gedachte, und in der reinen stillen Freude, die ich hier genoss, alles mit dem verglich, was ich in Eutin genoss, nur dass hier nicht Eltern und Geschwister waren. Ich sage hierüber nichts mehr, denn immer sind hier die toten stummen Buchstaben nur schwache Zeichen der lebendigen Sprache des Herzens: wer dieses kennt, entbehrt leicht jener.

In einigen Wochen erwarte ich bestimmtere Nachricht aus der Schweiz. Da der Antrag mir vorläufig nur durch Herbart oder vielmehr den Hr. Landvogt Steiger geschehen war, so habe ich einen förmlichen Antrag durch den Hr. v. Watteville verlangt, mit ihm selbst werde ich dann über die Bedingungen reden, auf welche ich hingehen werde. Dass Reisekosten, Wohnung, Feuerung, Wäsche, Essen pp. mir frei gehalten werde, ist wohl eine billige Forderung: und ich glaube, dass sowohl hierüber, als über das Honorarium, wir einig werden, da die Familie v. W. eine sehr reiche Familie ist. Dass ich ferner, Ihrem Wunsche gemäss, nicht länger, als // höchstens auf drei Jahre mich verbindlich mache, darüber war ich schon längst mit mir einig. Sobald, wie ich nur einige Nachricht hierüber wieder erhalte, wird mein Brief Ihnen diese mittheilen.

Herbart wird wahrscheinlich noch drittehalb¹⁷ Jahre in der Schweiz bleiben. Er ist dort [Hauslehrer bey der Familie des Landvogts Steiger](#), der sich auch im Sommer auf seinem [Gute Märchligen](#) aufhält. Er hat dort drei oder vier Kinder, denen er Unterricht gibt, und von der ganzen Familie ist er so geschätzt und geliebt, dass er das Faktotum im Hause ist. Wie Berger, der aus der Schweiz kommt, mir sagt; so ist er ausserordentlich tätig, und seine ganze Erziehungsweise hat er für sich schon ganz systematisirt. Ihn, wie so viele andere, dort wiederzusehen und gemeinschaftlich, wenigstens im Winter, wieder arbeiten zu können, darauf freue ich mich schon lange. Von einem meiner

17 Das dritte Jahr nur halb = zweieinhalb Jahre

Freunde, der diesen Ostern nach der Schweiz durch Frankreich zurückging, habe ich schon aus Paris einen Brief gehabt. Er ist ganz bezaubert von der schönen Gemäldesammlung, die dort aufgestellt ist, und von den herrlichen Balletten, in denen er die [Vigano](#) tanzen sah. In Paris spricht man auch mehr hiervon und von den jetzt gewöhnlichen prächtigen Kindern der Damen, als vom Kriege, der mit der Hauptstadt in keiner Verbindung zu seyn scheint. Die Geschichte von Griechenland von Mitford werde ich jetzt nicht übersetzen: denn wie ich in Leipzig war, sprach ich über den Verlag dieses Buchs sowohl mit [Unger](#), als [Fleischer](#), die Reichardt beide schon davon benachrichtigt hatten. [.....]

Aber im Getümmel des Auslands lernt man es eher begreifen, als in der Heimat stiller Flur, dass – heute nicht morgen ist. Unter der Menge der dort harmonierenden oder sich widerstreitenden Charaktere lernt man das Bessere vom Schlechten bald unterscheiden, und sucht jenes sich anzueignen, indem man dieses als unnützen und schadenden Teil über die Grenze schickt. Wann ich oft bey mir überlege, dass zwei Jahre schon ich von der heimischen Gegend entfernt bin, so scheint mir manchmal die Zeit so lang und dann wieder so kurz, und oft bin ich so stolz mir Glück zu wünschen, wenn ich dieser Zeit nachrechne und sie mit einem Male auffasse. Mir scheint es, dass in den Jahren, worin ich jetzt bin, man eigentlich doppelt lebe – und welches Gefühl ist wohl herrlicher, als das Bewusstsein seines Lebens – und jede Minute sollte dann auch doppelt kostbar seyn. Diesen Wert mir immer lebhaft vorzuhalten, werde ich immer streben: und kann ich dieses immer, so werde ich allenthalben gleich froh seyn, da meine Freude nur in mir selber den Grund hat, und ich von aussen her sie mir nicht erkaufen darf. Besser zu werden ist der Wahlspruch, der hier im Kreise der Freunde gilt; Grösser zu werden, oder vielmehr zu scheinen, überlassen wir anderen. – Viele, viele Grüsse an Mutter, Brüder, Schwestern, Verwandte.

Ihr treuer Sohn

F. A. Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Montag, 12.2.1798 Ort: Jena, Nachweis: FAE Sonstiges: 1 Bogen (Goldrand, gerippt, Wz: SEIDEL). Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 24. Febr. 1798. Beantw. den 1. März - .

Jena d. 12ten Febr. 98.

Bester Vater,

Dank, vielen Dank für die Nachricht, dass mir eine neue Schwester geworden ist, über die meine Liebe sich verbreiten kann; Dank der guten Mutter, welche sie uns gab, und die ihr eigenes Bild in der Tochter und jede ihrer Tugenden finden möge. Diesen Wunsch möge die Mutter zum Geburtstage meiner Schwester empfangen und ihr dem Kinde, wann es auf die Stimme der Mutter zu horchen und sie zu verstehen beginnt, erklären und ihm sagen, dass es einen Bruder in der Ferne habe, der das Bild seines Vaters stets vor Augen habe und ihm zu gleichen strebe. Von dem [Herrn von Watterwyl](#) habe ich noch keine Nachricht weiter, obgleich ich schon lange sie hätte haben können. Allein ich glaube wohl, dass jene Grands Seigneurs ziemlich beschäftigt und in Unruhe sind. Der Hr. von W. ist Major und wird also, wenn es zum Kriege kommt, mit ins Feld ziehen müssen. Allein schwerlich wird es dazu kommen, so stark auch der Anschein seyn mag. Bern wird klug genug seyn und einsehen, dass Nachgiebigkeit das einzige und das sicherste Mittel ist, um sich zu retten, und schon hat es ja einen National Congress berufen und seine Truppen aus dem Pays de Vaud zurückberufen. Zürich, Solothurn und Appenzell folgen dem Beispiel von Basel, und die übrigen Cantone werden wahrscheinlich auch nicht lange mehr säumen, wenn sie die Augen zu öffnen gezwungen sind. Um Ostern hoffe ich, ist alle [Aristokratie](#) in der Schweiz vertilgt, und // Gleichheit der Rechte allen Bürgern als ihr rechtmässiges, entrissenes Eigentum wiedergegeben. Allein wer steht in diesen Zeiten für das, was kommen wird: jeder Tag entscheidet hier viel und jeden Tag gewinnt die Welt eine neue Gestalt.

Ein Brief eines meiner Freunde aus der Schweiz vom 2ten Febr. flammte lauter Krieg und Unruhe, einer vom dritten Febr. war viel ruhiger, und man glaubte, die schwarzen Wolken würden bald über die Berge dahinziehen. Möge ihnen eine heitere und wärmende Sonne folgen und die Spitzen der Berge röten. In dieser Crisis nun kann ich noch keinen Entschluss fassen, wenn er nicht voreilig seyn soll: ich erwarte Wattewyls Brief, der wahrscheinlich entscheiden wird. Sollten die Wolken über den Gebirgen der Schweiz stille stehen und sich brechen, so werde ich wohl dem Vorschlage meines Freundes Bergers folgen und zu meinem Freunde [Hülsen](#) in die Mark gehen. Eine schöne Stelle ist dort offen, in dem Hause, wo Hülsen ist, das einer trefflichen Hausmutter gehört. Dort könnte ich ein halbes Jahr warten um dann die freie Schweiz und meine Freunde zu grüssen. Einer meiner Freunde aus der Schweiz, Otth ist neulich auch in seine Heimat zurückgekehrt: er hatte schon eine Civilstelle, die bey einer Gefahr seines Vaterlandes seine Gegenwart erfordert. Sowohl dieser als mehrere der hiesigen [Berner Patrizier](#) glauben das Bern hartnäckig seine Würde behaupten würde und müsse, wenn es auch dabei untergehen solle. // Ostern kehrt Christian Bach in sein heimisches Land zurück und umarmt seine Eltern. Wie beneide ich ihm dieses Glück [.....],

Was macht Bach jetzt? Die Nachricht seiner Krankheit hat mir sehr wehe getan und ich wünsche, dass sie nicht lange dauern mag, und dass mit der Krankheit des Körpers sich jede Krankheit der Seele heben möge. –

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit dieses Briefes, welche die Zeit mir gebot und bringen Sie allen, die meiner mit Liebe gedenken, den herzlichsten Gruss.

Ihr treuer Sohn

Fr. Aug. Eschen

An Johann Friedrich Herbart

Datierung: Montag, 19.2.1798 Ort: Jena Nachweis: Herbart
BW IV, Nr.742 (Hs. im verschollenen NL Herbart) Sonstiges:
7 S., 8°

Jena den 19ten Febr. 1798.

Lieber Herbart, Dass ich dem Herrn von Watteville schon längst geantwortet habe, weisst Du wahrscheinlich schon durch ihn selbst. Jezo harre ich seit geraumer Zeit schon auf seinen letzten Entschluss, und Du kannst denken, dass mir die Ungewissheit, worin ich schwebe, sehr peinlich ist, da ich nicht weiss, was ich tun soll, wenn die jetzigen Umstände der Schweiz meinen besten Wunsch, für jetzt wenigstens, vereiteln sollten. Hier in Jena zu bleiben könnte ich nur mit grosser Überwindung mich entschliessen. [Berger](#), Gries, [Schildner](#), [Otth](#), pp. keiner von diesen wird mich dann auf meinem einsamen Gange begleiten, und wohin ich nur sehen und gehen werde, wird mich alles an die erinnern, die nicht mehr um mich sind, und ich werde meiner Einsamkeit dann nur gewisser werden. Von den besten Freunden entfernt wird man es erst am lebhaftesten inne, wie sehr man ihrer auf dem Gange durch das Leben bedarf. Ohne sie wird man nur zu leicht entweder kleinmütig oder anmassend und ganz auf seine eigene Individualität beschränkt. Bey ihnen, indem man sich einander // mit der grössten Liebe und mit dem grössten Zutrauen hingibt, lernt man es schnell, was man nicht ist und wie viel dessen ist gegen dasjenige was man ist, und was man sein Eigentum nennen darf. Diese Einsicht erweckt und erhält in uns fortdauernd jenes Streben und unablässiges Handeln auf uns selbst, was unser eigenes und wahres Leben ist. Du weisst es, Lieber, wie ich hier zu Euch kam, Euch kennen und lieben lernte. Ihr habt es gesehen, dass ich mein eigentliches Leben noch nicht begonnen hatte, und ihr habt mir freundlich den Weg dahin gezeigt. Deshalb danke ich Euch immer, wenn meine schönsten Gedanken bey Euch verweilen und ich umfange Euch mit der treuesten Liebe und Freundschaft. Diese kann durch nichts geschwächt, durch nichts verändert werden.

Und wenn ich daher, welches Dir von mir zu hören leid tat und deshalb an mir tadelst, in meinem Briefe an Boehlendorff nur vom Verkennen sprach oder gesprochen hätte – denn dies tat ich nicht bloss – so war es deshalb, weil ich wohl wusste, und von Boehlendorff so gut wie von mir, dass unsere Freundschaft das nicht betreffen // konnte, was unsere gegenseitige Ansicht von einander und unsere verschiedene Weise durch das Leben zu gehen betraf. Des Menschen Tun und Handeln ist unendlich mannichfaltig, aber mögen die Wege noch so sehr voneinander abzuweichen und voneinander sich zu entfernen scheinen, sie führen dennoch zu Einem Ziele, an dem die ganze Menschheit zusammentrifft. Einen Freund auf den Weg hinüberzurufen, den der rufende grade wandelt, wäre anmassend, und das hat keiner von uns noch von dem andern verlangt, und verlangen können. Ob mein Freund wirklich mein Freund ist, das weiss ich, aber den Geist des Freundes und den Weg zu berechnen, den er geht und gehen wird, ist unmöglich: denn die Kraft des Geistes ist unendlich und äussert sich auf die mannichfaltigste Art und in den verschiedensten Formen. Nichts könnte daher törichter sein, als die Anmassung Boehlendorff behandeln zu wollen, wovon Du in Deinem letzten Briefe redest, und die Du mir oder Gries Schuld gibst. Dass ich meinem Freunde aber meine Meinung über sein Tun und Handeln sage, wenn ich dieses // zu kennen glaube, dazu sollte die Freundschaft doch wohl ein Recht haben. Hätte auch der Freund falsch gesehen, so wird sein Freund ihm dennoch danken und auch hierin den Freund erkennen müssen, wie ich es bey Boehlendorffs erstem Briefe tat, und Boehlendorff bey dem meinigen. Dass solche Erörterungen immer früh genug kommen, glaube ich daher nicht, wenn man nur irgend vermuten kann etwas erörtern zu können, denn verloren kann hierdurch nichts werden, aber manchmal wohl vieles gewonnen. Ich habe nimmer geglaubt, dass durch das, was Boehlendorff mir und was ich Boehlendorff schrieb, eine Mauer, oder ein elender leicht übersteiglicher Steinhäufen zwischen uns geworfen wäre, und es würde mir leidtun, wenn einer von Euch dies hätte glauben können. Dass Boehlendorff es nicht glaubte, davon überzeugt mich sein letzter Brief hinlänglich, den ich erst

vor einigen Tagen erhielt. Doch hierüber wie über vieles andere werden wir vielleicht bald mit einander freundschaftlich reden, und auch darüber, inwiefern der Freund gegen den Freund unbescheiden seyn könne, wie Du es an meinem // vorletzten Brief mit Recht tadeln zu müssen glaubst, und wessen man sich dann im Urteilen zu bescheiden habe. Bis dahin wollen wir kein Wort mehr darüber reden, es möchten uns sonst Seiner die Nemesis und die Grazien zürnen.

Ich sehe, dass ich von dem, was ich am Anfange meines Briefes Dir sagen wollte, mich gänzlich entfernt habe. Wenn Du irgend kannst, so mache, dass ich von des Hr. v. Watteville Entschlusse so bald wie möglich Nachricht erhalte. Ich habe ihm bestimmt über alles geschrieben, wozu ich mich verpflichten könnte, über die Zeit, welche ich für mich selbst frei haben müsste, dass ich auf sittliche Bildung meinem Plane gemäss nicht unmittelbar wirken könne, dann über das Honorar, das Reisegeld pp. Hr. v. Watteville erwartete freilich keine Antwort mehr von mir, sondern mich selbst sobald wie möglich. Da ich ihm aber über alles bestimmter geschrieben hatte, verlangte ich seinen letzten Entschluss sobald wie möglich zu vernehmen. Ich glaube wohl, dass jezo alle diese // Herren in ziemlicher Unruhe sind, und ich bitte Dich deshalb, wenn Du des Hr. v. W. Entschluss weisst, und er nicht Zeit und Ruhe genug finden sollte, dass Du mir davon Nachricht gebest. Auch mein Freund den ich als Hauslehrer bey der Frau von Sinner vorgeschlagen habe wartet begierig auf Nachrichten aus der Schweiz. Du wirst es wissen, dass Boehlendorff mir es aufgetragen hat, nach einem solchen mich umzusehen, der fähig wäre eine solche Stelle zu übernehmen. Ich schrieb deshalb an einen Freund in Halle, Liebich, den ich in der dortigen literarischen Gesellschaft hatte kennenlernen und der mir, wie Gries, der ihn auch kennen lernte, sehr lieb ward. Ich trug ihm die Stelle an und er glaubte, dass er von seinen Eltern und seinem Freunde, dem Rektor Fischer, dessen Schüler er ist, keine Hindernisse in dem Wunsche diese Stelle anzunehmen finden würde. Ich schrieb dieses in meinem letzten Briefe an Boehlendorff und bat ihn um // die baldigste Nachricht. Gestern schreibt mir Liebich aus Halle wieder, dass man

seinem Wunsche keine Hindernisse entgegenseetze und dass der Rektor Fischer ihm geschrieben habe: *i quo te virtus vocat tua*: er erwarte daher nur noch Nachrichten aus der Schweiz, um dann mit mir die Reise dahin anzutreten. Von Steck haben wir lange nichts durch ihn selbst gehört. Durch andere nur hörten wir neulich, dass er jezo sehr tätig ist, und wir haben uns sehr darüber gefreut. Von Fischer haben wir ebenso lange nichts gehört. Wenn Du mir schreibst, so sage uns doch von beiden viel Gutes und Freundliches. Berger und Gries geben Euch allen Tausend Grösse. – Lebe wohl und denke meiner mit Liebe und Treue
Dein Eschen.

Eben spreche ich Berger. Auch er bittet Dich, bald zu schreiben. Er meint, Du müssest von der Zeit für die Erziehung auch einige für Deine Freunde übrig behalten.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Montag, 12.3.1798 Ort: Jena Nachweis: FAE Sonstiges: 1 Bogen (Goldrand, gerippt, Wz: SEIDEL). Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 21 März 1798. Beantw. den 29 - . -

Jena, d. 12ten März. 1798.

Bester Vater, Meine Reise nach der Schweiz ist noch nicht ganz unwahrscheinlich. Diesen Mittag erhielt ich einen Brief von Hr. v. Wattewyl aus dem Lager bey Murten. Er schreibt mir: «Eben sagt mir jemand, dass Sie gesinnt seyen meinem ersten Briefe zufolge, in wenig Tagen von Jena abzureisen. So sehr ich gewünscht hätte, Sie bey uns zu sehen vor dem Termine von Ostern, den Sie mir bestimmt haben: so muss ich gegenwärtig Sie ersuchen wegen unserer politischen und häuslichen Umstände bey Ihrer ersten Absicht, Ihre Reise erst um Ostern anzutreten, zu bleiben. pp.» –

Wer ihm die vorige Nachricht von meiner früheren Abreise hat geben können, weiss ich nicht. Bis Ostern hat er ein Zimmer, was mir bestimmt ist, einer seiner Schwestern die aus dem Pays de Vaud hat flüchten müssen, eingeräumt. Bis Ostern, glaubt er, habe sich der Schweizer Himmel aufgeklärt. Die fränkische Republik hat zwar die Feindseligkeiten angefangen, allein ihre Armeen haben schon dreimal die Berner und Solothurner geschlagen und wahrscheinlich wird es hiernach weniger oder gar keiner Schlachten mehr bedürfen. Unbegreiflich ist es nur, dass Bern dieses nicht vorhersah. Gefahr ist übrigens nicht einmal jetzt, da alles noch unruhig ist, für den Deutschen zu besorgen. Dieses versichern uns alle Briefe unserer deutschen Freunde in der Schweiz von Herbart, Boehlendorff pp. und eben dies einer unserer Freunde, der vor einigen Tagen hierher aus der Schweiz zurückgekehrt ist um seine Studien fortzusetzen. Dem falschen Gerüchte, dass die Franzosen alle Deutsche, die in der französischen Schweiz sich aufhalten, zur englischen Armee expedierten, haben selbst Briefe aus Bern in der französischen Frankfurter Zeitung deutlich genug widersprochen: Auch hat unser Freund, der Dr. Muhrbeck, von dem wir noch heute einen Brief dorthier erhalten haben, mit keiner Silbe einer solchen Gefahr erwähnt. // Auch unser Freund Otth, der kürzlich von hier in seine Vaterstadt Bern zurückkehrte und der eine Stelle im grossen Rathe dort bekleidet, schreibt heute an einige seiner Freunde, welche schon vorher in Holland gegen die Franzosen gedient hatten und jetzt auch zurückgehen wollten, sie möchten nur in Jena bleiben und ihre Studien vollenden, weil sie doch zu spät kommen würden und bey ihrer Ankunft alles würde geendet seyn. Wenn nur irgend Gefahr dort wäre, so würden meine Freunde, die den ganzen Gang der Dinge dort in der Nähe beobachten können, mir sogleich davon die Nachricht geben. Sollte aber zu Ostern die Ruhe noch nicht gänzlich hergestellt seyn, so wollte ich mit meinem Freunde Hülsen nach Nennhausen in Brandenburg gehen, und diese erwarten: aber nicht ins Unbestimmte, wie Sie glauben. Meine Zeit ist mir zu kostbar und ich weiss was ich mir, Ihnen und meinem Vaterlande schuldig bin. Ein halbes, höchstens ein ganzes Jahr, welches ich dann natürlich von der

mir in der Schweiz bewilligten Zeit abzöge, würde ich warten, wenn eine so lange Zeit warten zu müssen nur denkbar wäre. Entschiede es sich in dieser Zeit nicht durchaus, so kehrte ich zurück, vollendete meine Studien so schnell und eifrig wie möglich und kehrte in Ihre und in die Arme meiner Mutter zurück. Vielleicht würde ich selbst um der Schweiz willen mich kaum entschliessen können auf die kurze Zeit in die Mark zu gehen, wenn nicht andere Ursachen mir den Aufenthalt dort zugleich sehr nützlich und angenehm machten. Mein Freund Hülsen, der mir die Stelle dort bey dem [Hr. von Briest](#) angetragen hat, begleitet mich dorthin und lebt in dem nemlichen Hause den Sommer über mit mir. Er [sc. Hülsen] ist einer der trefflichsten Menschen, die ich je gesehen habe, und der in jede Wissenschaft tiefe Blicke getan hat: ich werde von ihm sehr vieles, was mir jezo noch fehlt, lernen müssen. Er war schon vorher, ehe er auf Fichtes Einladung, der ihn hier zu behalten wünschte um philosophische Vorlesungen zu halten, hierher kam, in dem Hause des Hr. von Briest, den er als den edelsten und gebildeten Mann // rühmt und an den er auch die trefflichen philosophischen Briefe, in Fichtes philosophischem Journale, gerichtet hat. Der Lehrer der beiden Knaben ist in dem Hause zugleich der genaueste Freund der Eltern: ihm wird die Art der Erziehung, wenn er sich als vernünftiger Mann zeigt, gänzlich überlassen und er behält auch für sich freie Zeit genug. Auch wird es nicht gefordert, sich auf längere Zeit zu verbinden, wenn sie es auch wünschen sollten. – Fürchten Sie nicht, bester Vater, dass meine besten Jahre hingehen und dass ich mich am Ende ganz von dem Zwecke zurückgeworfen sehe, den ich mir zur Bestimmung meines Lebens und Wirkens vorgezeichnet habe. Diesen Zweck habe ich immer vor Augen, um ihn einst mit der grössten Vollkommenheit und Kraft, die ich erlangen kann, zu ergreifen, tue ich jeden Schritt, den ich gehe, und jeder hat mich ihm bis jetzt näher gebracht. Wollte ich jetzt meine juristischen Studien fortsetzen [sic], so müsste ich alle Hoffnung auf die bevorstehende Schweizer-Reise durchaus schon jetzt aufgeben. Denn dann müssten meine Studien nicht unterbrochen werden und ich müsste, wenn sie mir von Nutzen seyn sollten, nach

Endigung derselben sogleich in meine Heimat zurückkehren um ins praktische Leben überzugehen. Dieses schnelle Aufgeben würde ich dann weder vor mir noch vor Ihnen verantworten können. Ich folge hier nicht bloss meinen Neigungen: hätten diese nicht mit einer reiflichen Überlegung und deren Resultate übereingestimmt, so hätten sie diesem weichen müssen. Meine Neigung zieht mich eben so stark in meine Heimat und in mein väterliches Haus zurück, wo mein Vater mit der innigsten Liebe meiner Zurückkunft harret: allein mein wahrer Vorteil ist auch meines Vaters Wunsch. Möchte ich Ihrer Liebe, bester Vater, die auch hier mir freie Wahl liess, einst ganz würdig erscheinen! In ihr werde ich stets der glücklichste Mensch seyn, diese Liebe kann mir keine Ferne rauben, sie begleitet mich allenthalben und gibt mir Mut und Freude bey allem.

Voss hat mir, wie Sie wissen, geschrieben. Seyn Brief hat mir sehr viele Freude gemacht, da ich daraus sehe, dass er nicht bloss mein Lehrer sondern mein wahrster Freund ist und daher mein Glück vom ganzen Herzen wünscht. Bringen Sie ihm meinen wärmsten Dank. Wenn ich noch diesen Abend Zeit genug habe einen Brief an ihn zu schreiben und zu endigen, so werde ich auch selbst ihm diesen bringen. Jakob werde ich dieser kurzen Zeit halber, die mir bis zum Abgange der Post übrig bleibt, das nächste Mal daher entschädigen. Meine Mutter umarmen Sie und bringen ihr die herzlichsten Wünsche und Grüsse: auch meinem ganzen Geschwister. Vielen Dank sagen Sie für die Grüsse meiner Verwandten und Freunde und versichern Sie auch den alten Kindt meines steten freundschaftlichen Andenkens.

Ihr treuer Sohn

F. A. Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Montag, 2.4.1798 Ort: Jena Nachweis: FAE Sonstiges: 1 Bogen (Goldrand, gerippt, Wz: SEIDEL), Ausriss S.1 r.u. (geringfügiger Textverlust: «vor[her]»), Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 11. Apr. 1798. Beantw. den 12. . . .

Jena d. 2ten April. 1798.

Bester Vater, Meinen letzten Brief werden Sie erhalten haben, obgleich ich bis heute noch keine Antwort darauf erhalten habe. Ich schreibe Ihnen daher vor derselben um dann weitläufiger zu antworten. – Dass der Krieg mit der Schweiz geendigt und die Ruhe daselbst hergestellt ist, wissen Sie. Der Krieg dauerte acht Tage und konnte nach allem nicht länger dauern. Hr. von Wattewyl hat wahrscheinlich nichts dabei verloren, was seinen vorigen Entschluss könnte wanken machen: seine beiden Güter bleiben ihm. Hätte er seinen Entschluss geändert, so hätte ich schon einen widerrufenden Brief erhalten; auch hätte mein Freund Boehlendorff, der mir neulich schrieb, mir davon Nachricht gegeben. Nichts steht mir also jetzt im Wege meine Reise zu unternehmen. Die Bedingungen, welche ich wegen der Zeit, wegen der Art des Unterrichts pp. gemacht habe, ist, wie mein Freund mir schreibt, Hr. v. Wattewyl alle eingegangen: auch die Reisekosten werden mir ersetzt, obgleich ich gewünscht hätte, dass er mir das Geld dazu vor[her] hätte auszahlen lassen. Ich habe über die Reisekosten mit meinem Freunde Lange, der kürzlich aus der Schweiz hierher zurückgekehrt ist, gesprochen. Er glaubt, dass ich diese Reise, ökonomisch gemacht, mit // 12 Louis d'or machen könne. Sie kostet ihm über noch einmal so viel: allein er machte sie meistens mit Extrapost. Um mich zur Reise equipieren zu können, brauche ich höchstens ein Paar Stiefel, eine Hose, und einen leichten Überrock, um vor Hr. v. Wattewyl zu erscheinen, das übrige etwa kann ich dann dort vom eigenen Gelde bestreiten. Bester Vater, wie sehr wünschte ich, dass dieses das letzte wäre, welches ich Ihnen abforderte! Eine solche Forderung macht mich auf lange Zeit meine Fröh-

lichkeit verlieren, und dennoch muss ich glauben, dass mein Vater gegen keine Veränderung den Sohn vertauschen möchte. - Als der [Hr. Cap. Reichardt](#) noch meine Reise nach der Schweiz ungewiss glaubte, bat er mich neulich in einem Briefe, in seinem Hause den Sommer zuzubringen. Er wünschte dann, dass ich, so viel mir eigene Arbeiten erlaubten, etwas in den alten Sprachen mit ihm läse, wenn auch nicht jeden Tag. Er bat mich sehr herzlich, und wie gerne [hätte?] ich einen Sommer dort zugebracht! Wo hätte ich freier natürlicher und häuslicher leben können, als in dieser harmlosen Familie, deren Liebe ich mir gewann? Wo hätte ich meinen Sinn mehr bilden und so auch mehr arbeiten können, als hier, wo mich die schöne Natur vor aller Unnatur bewahrt hätte! // Reichardt hat mich jetzt eingeladen vor meiner Abreise noch einige Zeit bey ihm zuzubringen. Ich habe diese Einladung gerne angenommen: auch muss ich mein Zimmer zur rechten Zeit ja verlassen, und dort finde ich ein herrliches, das auf den Garten hinaus sieht, und das schon vorher das meinige war. Reichardt wird, wenn der Weg nicht gar zu schlecht ist, diese Woche selbst hierherkommen, um mich abzuholen, und um zugleich den Justizrath [Hufeland](#) zu besuchen. Meine Sachen packe ich hier ein und lasse sie hier, bis ich von Giebichenstein zurückkomme, bey einem Freunde, bey dem ich auch die wenigen Tage dann, die ich noch hier bleibe, wohne. Die Antwort also auf diesen Brief, und das Geld werden Sie die Güte haben an mich bey dem Hr. Cap. Reichardt zu Giebichenstein bey Halle zu adressieren.

Viele, viele Grüsse meiner guten treuen Mutter, meinem ganzen Geschwister, und allem was meiner mit Treue und Liebe gedenkt. Diesen Freitag erhalte ich wahrscheinlich die Antwort auf meinen letzten Brief, und dann schreibe ich weitläufiger, als man mir heute verstatten will.

Ihr treuer Sohn

Fr. Aug. Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Dienstag, 24.4.1798 Ort: Giebichenstein bey Halle/S. Nachweis: FAE Sonstiges: 1 Bogen (gerippt, Wz: J. Honie & Zoonen), Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 2 May 1798. Teilabdruck mit [Fehlern], in: ALG XI, [570f.], [576] u. [580].

Giebichenstein d. 24sten April. 98.

Bester Vater,

Ich habe Ihren Brief hier erhalten, hier in dem Hause der Natur und der stillen Freude, und ich sage Ihnen vielen Dank. In einigen Tagen werde ich wohl von hier abreisen, um meine Sachen in Jena in Ordnung zu bringen und dann meinen Wanderstab weiter zu setzen. Möchte ich doch erst über die Schweizergrenze seyn und Ruhe gefunden haben! Denn das ewige Losreisen von allem, was ich Gutes und Liebes dort und hier fand, erschüttert mich zu sehr, und erst beim Trennen fühle ich mich von so vielen Fäden angezogen, die ich vorher kaum bemerkte. Wie ungern scheid ich auch von diesem Hause, von Vater, Mutter und Töchtern! Mein Herz findet hier stillen Frieden und die Musen begleiten mich: freundliches Gespräch und die herrlichsten Gesänge höre ich rings, bald auf dem Lieblingsplatze der sanften [Louise](#),



wo sich gerne die Nachtigallen um die Sängerin versammeln, deren Stimme der ihrigen gleicht, bald auf dem freundlichen Zimmer, wo alles horcht wenn der Gesang beginnt. Und so entflieht jeder Tag: jeden Abend, wann ich mit den Töchtern aus dem Garten oder aus irgend einem der benachbarten Wäldchen zurückgekehrt bin, setzt Reichardt sich an das Clavier, und seine vier ältesten Töchter und der [junge Gareis, der mit seinem Bruder, einem trefflichen Maler](#), zum Besuche da ist, begleiten seine Stimme. Solche Abende gehören zu den schönsten meines Lebens, denn sie läutern mein ganzes Wesen, und bringen auch // in mir jene Harmonie hervor, die aus ihren Gesängen schallt. Wie unglücklich doch sind die Menschen, denen der reine Sinn für die Bewegung und den Wechsel der Töne fehlt, oder von denen er nicht ausgebildet ist! Denn jener Sinn kann keinem fehlen, aber er schlummert bey vielen, weil sie in sich selbst nicht jene Übereinstimmung und Reinheit finden und kennen, die das höchste Gut des Menschen ist. Über diesen inneren Frieden des Menschen schrieb ich gestern ein kleines Gedicht für die sanfte friedliche Louise: sie hat sich darüber gefreut, und singt es viel zu ihrer Harfe mit einer schönen Melodie, die ich mir noch will geben lassen, und die ich dann Ihnen schicken will, wenn Sie wollen. Hier ist das Lied:

Der Frieden

1. Schon winkst Du am Himmel, O lieblicher Mond,
Und bringst mir den Frieden, der alles belohnt:
Ich sitz hier im Stillen, Ich sitz hier allein,
Und sinnend betracht' ich den freundlichen Schein.
2. Es dunkelt wohl manchmal ein Wölkchen den Glanz,
Doch wallt es vorüber im schwebenden Tanz:
Bald gibt es der Wölkchen am Himmel nicht mehr,
Und heller dann bringst Du den Frieden mir her.

3. Nur wenige finden im Sturme der Welt
den seligen Frieden, der alles erhellt:
Sie suchen und schwärmen durchs Leben dahin,
Doch finden sie nimmer den ruhigen Sinn.
4. Sie wandeln im Hellen, und suchen das Licht,
Sie fürchten ein jedes, und kennen es nicht:
Wer nimmer befürchtet und nimmer begehrt,
Dem ist nur der Frieden vom Himmel beschert.
5. Er bringt uns von oben, mit freundlichem Blick,
Im klopfenden Herzen die Ruhe zurück:
Er schwebet im Lichte, die Wölkchen entfliehn,
Und alles ist helle, Was dunkel erschien.
6. Und folget dem Tage die Dämmerung nach,
So winkt er uns gerne zum stillen Gemach:
Da sitzen wir einsam bey schimmerndem Mond,
Und finden den Frieden, der alles belohnt.

Ich freue mich einige Töne meines Geistes hier lassen zu können, die oft im Gesange wiedertönen und mein Bild in die Wohnung des Friedens herübereufen. So habe ich hier mehrere grössere und kleinere Gedichte gemacht, womit ich aber meinen Brief nicht anfüllen will: einige Sonette, ein Ständchen, eine Idylle, Ballade pp. -. Dieses sind nicht die letzten Worte, die Sie von Deutschland aus von mir erhalten; von Jena aus oder auf meiner Reise erhalten Sie wieder einen Brief, der Ihnen auch den Ort bestimme, wo ich Briefe aus meiner Heimat erwarten kann. Denn jezo weiss ich selbst noch nicht, ob ich den Hr. von Watteyl in Bern oder schon auf einem seiner Landgüter finden werde. – Sie glauben, bester Vater, dass noch immer Stürme die Schweizergebirge bedrohen. Fürchten Sie nicht, bester Vater, ich werde so sicher seyn, wie meine Freunde es sind und seyn müssen. Und über dem bin ich dort ja frei, ich kann gehen, wann ich will, weil kein Versprechen auf bestimmte Zeit mich bindet. Jede Unruhe, die Sie meinethwegen haben, würde auch

mich unruhig machen. – Ich gehe // mit grossen Hoffnungen in die Schweiz, und diese werden mich nicht täuschen. Ich habe es einsehen lernen, dass mir vieles, sehr vieles, noch fehlt, und ich freue mich dieser Einsicht, denn sie zeigt mir, was und wie ich suchen soll. Und wo sollte einem wohl mehr immer der Mut erneuert und gestärkt werden, dem fernen Ziele, was wir uns im Geiste uns als das Höchste gebildet haben, stets nachzustreben, als dort, wo die Täler mit den schönsten Blumen blühen, und die Spitzen der Berge sich in die Wolken verlieren, dass das Auge beide nicht zu unterscheiden vermag? Die Musen werden mich bald zu jenen Höhen und bald in die Täler führen und ihre Geheimnisse mir enthüllen. Mir selbst genug zu tun, werde ich [dort] immer streben, denn dieses Streben ist das Vorrecht des freien Menschen: wer andern auf Kosten seiner selbst genug tun will, der würde nicht den Dank verdienen, den diese ihm geben, und er sich desselben nie erfreuen können. –

Man ruft mich, und will die Briefe nach Halle auf die Post tragen. Ich muss daher schliessen. Viele, viele Grüsse an meine Mutter, an Onkel und Tante. Von Onkel erhalte ich noch einen Brief, ehe ich von Jena abgehe. Meine letzten Briefe werden ja angekommen seyn.

Ihr treuer Sohn,

Fr. Aug. Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Sonntag, 20.5.1798 Ort: Bern Nachweis: FAE Sonstiges: 2 ¼ Bogen, gerippt. D. der auf Schiller bezogenen Passage zuerst 1882 (cf. betr. Anm. unten). Vermerk JHE l.o.: Erhalten den 9. Jun. 1798. Beantw. den 14 ejusd.

Bern d. 20sten May 1798.

Bester Vater,

Eben komme ich gesund und fröhlich hier an, und ich gebe Ihnen, wie kurz die Zeit bis zum Abgange der Post auch seyn

mag, sogleich Nachricht davon, um Sie in keiner Ungewissheit wegen meiner Sicherheit, für die Sie fürchteten, zu lassen. Friz Bach wird aus Jena Ihnen Nachricht von dem Tage meiner Abreise gegeben haben: ich selbst konnte unmöglich einen Augenblick finden, Ihnen damals mehr zu schreiben, als was ich Ihnen durch Bach sagen liess, und Sie werden deshalb mir nicht zürnen. Mein Reisejournal schicke ich Ihnen, sobald ich in den nächsten Tagen einige Musse dazu finde. –

Ein herrlicher Abend führte mich in die Schweiz ein: ein düstres Gewitter stand über den Schweizerbergen und drohte sich von den Bergen in die friedlichen Täler hinabzustürzen: aber es zog langsam vorüber und bald sah ich, wie der blaue Himmel sich in dem Rhein spiegelte, der mit stiller Grösse dahinströmte durch die üppig grünenden Ufer. Ich ahndete das Schicksal der Schweiz und Frankreichs, und ich grüsste mit heiterer Seele die aus den Wolken hervortretenden Berge. Am Abend kam ich in Schaffhausen an, und liess meinem Freunde Altorfer, den ich [in] Jena hatte kennen lernen meine Ankunft wissen. Er kam sogleich zu mir und lud mich den folgenden Morgen zu sich ein, wo seyn Vater, der [Rektor Altorfer](#), ein würdiger, verdienstvoller Mann, mir // die öffentliche Bibliothek, die einen Teil seiner Wohnung ausmacht, zeigte und das herrliche Modell der Rheinbrücke hier, das, wie die Rheinbrücke selbst, von einem Glarner gebaut wurde. Am Nachmittag begleitete mein Freund mich zum Rheinfalle, und Sie können es denken, welchen Nachmittag ich hatte. Es war das günstigste Wetter. Schon weither hörte ich das Rauschen, allein auch dort wo ich den Sturz schon sehen konnte, tat ich auf den Rath meines Freundes mir die Mühe nicht hinzublicken, bis wir dem Schauspiele gerade gegenüber standen. Aber welch ein Schauspiel genoss ich auch jetzt. Wer glauben könnte, die Grösse davon treu darstellen zu können, der hat die Grösse wahrlich nicht empfunden. Über den weissen brausenden Sturz, der das Ansehen eines empörten weissen Schneesturzes hat, erhebt sich rings, wie ein Schleier, der Wasserstaub, und dieser prangte grade jetzt mit allen Farben des Regenbogens. Wir liessen uns rechts auf den Rheinfall zu hinüberfahren, und der Anblick ward immer und immer schöner.

Der Sturz selbst füllte sich nun in die wechselnden Farben, und die halbblaue Masse stürzte tobend in die Tiefe hinab. Als wir am gegenüberstehenden Ufer waren, stiegen wir hinauf zu dem Gebäude, woraus man den Fall ganz nahe sieht. Der Anblick ist hier zu nahe und das Brausen zu betäubend, als dass man hier das Schauspiel mit Augen und Geist auffassen könnte. Kommt man dann herunter, so verliert der vorige Anblick vieles, weil er gegen das, was wir eben sahen, nur klein und von geringerer Macht scheint. Oben hinauf muss man also not- // wendig zuletzt gehen. – Dieser Nachmittag war einer der schönsten, seitdem ich meine Reise begonnen hatte. – Den zweiten Tag darauf kam ich in Aarau an,



Aarau um 1800

Quelle: (Staatsarchiv Aargau Sig. GSI00040-3)

wo jezo der Sitz der neuen Regierung ist. Ich eilte sogleich zu meinem Freunde Steck, der General-Secretair des Direktoriums ist. Seine Freude war unendlich, wie ich so unvermutet in seyn Zimmer trat. Er war nicht ganz wohl, und konnte so den ganzen Tag frei von Arbeiten bleiben und ihn mit mir zubringen. Er wohnt in dem nemlichen Hause mit [Mengaud](#) und [Legrand](#), der Präsident des [Direktoriums](#) ist, und immer wenn ich hineinging und zurückkehrte in dieses Haus musste ich meinen Stock unten der Schildwache in Verwahrung geben. Dann ging

ich auch, meinen Freund May zu überraschen, der als Secretair auch im Direktorium arbeitet. Er war grade im Bureau des Direktoriums: ich kehrte mich nicht daran, und ging durch alle Wachen, bis oben in das Vorzimmer, wohin ich meinen Freund hinausrufen liess. Eine neue Freude und neues Erstaunen. Kaum hätte er mich meiner Kleidung wegen erkannt: denn ich ging ganz [à la Carmagnole](#), mit einem kurzen dunkelgrauen Jäckchen von [Nanking](#) und langen weiten Hosen von eben dem Zeuge. Hierin habe ich die ganze Reise gemacht, und ganz zu Fusse, ausser zweier Nachmittage, wo ich von Bamberg nach Erlangen, und von Aarau hierher fuhr. Ich glaube, Sie werden darüber erstaunen, wie alle meine Freunde es tun. – Meinen Freund May konnte ich nur wenig sehen, denn er war gesund, und die Arbeiten sind beym Direktorium so gross, dass Steck und May von sechs Uhr des Morgens bis neun des Abends arbeiten müssen und kaum die Stunde des Essens frei haben. – Das Direktorium und der grosse Rath besteht, // worüber alle einig sind, aus den vortrefflichsten und geistvollsten Männern, und so, glaube ich, wird die helvetische Republik bald in hellerem Lichte dastehen.

Der Krieg ist hier allenthalben geendet, und ein grosser Teil der Fränkischen Truppen zieht nach Italien. Der ganze Rest der Contributionen, der noch nicht bezahlt ist, ist erlassen, und wird zu öffentlichen Anstalten verwendet werden. Zwar ist es hier allenthalben noch voll von Fränkischen Soldaten, und es wimmelt davon auf allen Strassen: aber für Sicherheit der Person und des Eigentums fürchtet durchaus keiner. Allenthalben, wohin ich auf meiner Reise kam, schreckte man mich ab, mich der Schweiz und den Franken zu nahen, allenthalben sprach man von der grossen Gefahr, der ich mich, vorzüglich bey der Fussreise, aussetzte. Mich kümmerte solches Gerede wenig, da ich wusste wie solches Gerede entsteht, und Schweizer selbst, die eben aus ihrem Vaterlande kamen, und die ich sprach, mich eines andern versicherten. Ich wanderte ruhig bis Schaffhausen, und bis dahin erblickte ich keinen einzigen Franzosen, obgleich man

vier Stunden vor Schaffhausen mir sagte, in einer Stunde Weges würde ich schon alles voll von Franzosen finden, und sie hätten schon viele reisende Fussgänger gezwungen, die Fränkische Uniform anzuziehen. Dieses letzte war so unwahr, wie das erste: hier weiss man durchaus nichts von einer solchen Wegnahme junger Leute. Selbst in Schaffhausen war kein einziger Franzose nah und man fürchtete sowohl deswegen als einiger Gerüchte wegen, dass Schaffhausen nicht der Schweiz bleiben würde und gegen Konstanz würde vertauscht werden. Man wünschte deshalb beinahe, bald Franzosen in // den Mauern der Stadt zu beherbergen. In Schaffhausen fand ich den ersten Freiheitsbaum mit der dreifarbigem Schweizerfahne und dem Hute der Eidgenossenschaft. Man wählt zu solchen Bäumen hier die hohen schlanken Tannenbäume, von denen die Zweige alle abgestreift werden. Er stand hier in Schaffhausen auf dem grössten Platze der Stadt, der Acker genannt, und war mit Staketen im Viereck umgeben. Von hier an fand ich auf jedem Dorfe einen oder mehrere solcher Freiheitsbäume. Dass ich jetzt in dem Lande der Freiheit und Gleichheit bin, ist ganz sicher: denn es steht auch auf meinem Passe, den mir die Municipalität von Schaffhausen gab, mit grossen deutschen Lettern gedruckt. Ich trage diesen Pass mit der Aufschrift und dem Kupferstiche der Freiheit und Gleichheit meistens in meiner Westentasche und er liegt neben meinem Geldbeutel. In Baden fand ich die ersten Franzosen, und hinter Baden ging ich einem Zuge von zwölf Wägen vorbei, die mit Betten und anderen Sachen, die aus dem Kloster Einsiedeln waren weggeführt worden, beladen waren, worauf in jedem Wagen zehn bis zwölf Franzosen sassen. Ich ging ohne die geringste Furcht vorbei und ein Handwerker aus der Stadt, der gewaltige Furcht im Herzen und Geiste zu haben schien, gesellte sich zu mir, um unter den Flügeln meines Mutes zu ruhen. Wie ich vorbeiging luden mich viele von den Franzosen von ihren Wagen herab ein, mich bey ihnen zu setzen und die Reise mitzumachen: ich schlug es aber ab, weil ich es weder für angenehm noch ratsam hielt mit den Betten und den anderen Sachen des Klosters Einsiedeln in dem nächsten Städtchen einzuziehen. Sie wiederholten ihre Bitten und ich meine abschlägige Antwort,

und so ging ich weiter. Ich war noch nicht fünfzig Schritte weiter gegangen, so kam ein Jude zu Pferde den // Weg daher, und sah den Trupp der Franzosen, an dem er vorbei musste. Er erkundigte sich bey mir, was das wäre, und ich gab ihm Bescheid. Er fragte mit grosser Ängstlichkeit, ob er sicher vorbeireiten könne. Ich sagte ihm, er solle in Gottes Namen zureiten, und wenn er bey den Wägen wäre, im stärksten Galoppe vorbeijagen. Er war zu weit entfernt, als dass ich bemerken konnte, ob er meinen Rath befolgte und die Franzosen zum Lachen brachte.

In Lenzburg, zwei Stunden von Aarau, speiste ich des Abends mit vier Franzosen, wovon zwei Officiere und wie die beiden anderen sehr feine gebildete Leute waren. Wir kamen ins Gespräch, und der eine davon kannte meinen Freund Steck genau. Am anderen Morgen, als wir zusammen beym Caffee sassen, fragte mich der eine, mit dem ich am meisten gesprochen hatte, ob ich auch wohl deutsch sprechen könne. Ich sagte, allerdings, da ich ja selbst ein Deutscher wäre: und nun wunderten sich alle, weil sie mich alle für einen Franzosen gehalten hatten. Sie können denken, besser Vater, wie viel ich mir jetzt zu Gute tat auf die Kenntnis der Französischen Sprache, und ich musste mich über mich selbst wundern. – Den Nachmittag brachte ich in Aarau fast ganz bey [Pestalozzi](#) zu, der mich zum Tee behielt: ich fand auch [Huber](#) und [Usteri](#) bey ihm. Es war dies ein herrlicher Nachmittag und Pestalozzi und Huber konnte ich nicht anders als lieb gewinnen: Die Betten und über hundert Kleider der Jungfrau Maria aus dem Kloster Einsiedeln haben die Franzosen dem Direktorium der Helvetischen Republik zum Geschenke gemacht; die Betten, meinte Pestalozzi, damit das Direktorium sich zur Ruhe legen und einschlafen möge. Wir sprachen von den jetzigen Zeitumständen, und darauf von // den deutschen Dichtern, und Pestalozzi ergriff meine Hand und sagte mir, jetzt wäre grade eine Zeit, wo man viel für das Volk tun könne durch Gedichte, die auf die jetzigen Umstände sich bezögen und für das Volk gedichtet wären: ich möchte dieses doch jetzt tun. Einen solchen Antrag von dem Verfasser von [Lienhard und Gertrud](#), von den Erfahrungen und anderen so trefflichen Werken, konnte ich mir durchaus nicht erklären. Ich antwortete ihm, dass ich erstens auf solche

Gedichte als Gedichte nicht viel hielte und führte ihm Gründe dafür an, und dass ich zweitens hierfür meinen Kräften mit Recht zu wenig trauen dürfe. –

Ich weiss nicht, ob ich sehr viele Zeit für eigene Arbeiten noch übrig finden werde, und ob ich so Schillers Bitte, ihm etwas für den nächstjährigen [Musenalmanach](#) zu senden, Genüge tun kann. Den letzten Nachmittag in Jena brachte ich grösstenteils bey Schiller zu, und niemals fand ich ihn so lebhaft und herzlich, als damals. – Der Abschied von meinen Freunden aus Jena machte mich sehr traurig; aber die Hoffnung hier einen so trauten Kreis von Freunden wiederzufinden, tröstete mich. Herbart, Boehlendorff, Muhrbeck, Otth fand ich alle hier in Bern versammelt, und ich muss durchaus einige Zeit bey ihnen erst hier bleiben, ehe ich zum Bürger Watterwyl gehe, dem ich meine Ankunft von hier melde. Erstaunen Sie nicht über das Wort Bürger, denn so heisst hier nun jeder und ein ‚von‘ hört man hier gar nicht mehr, so sehr sich auch manche darüber ärgern. Auch mich nennt man so. Ich musste zuerst lachen, als die beiden Deputierten aus dem Canton Lemau (Pays de Vaud), mit denen ich von Aarau hierherfuhr, mich, als ich in den Wagen stieg, mit Citoyen bewillkomnten und bey jeder Gelegenheit mich so anredeten. Ich tat desgleichen und man sah es beiden an, wovon der eine, wie ich glaube, Schneider und der andere Weber war, wie sie sich in ihrer Würde gefielen. – Die dreifarbige Kokarde an meinem Hute fügte mir Stecks liebenswürdiges Weib an, das er aus Paris in seine Heimat führte. –

Keine einzige Gefahr hat mir auf meiner Reise gedroht, als einmal, wo ich im Begriff war den Ausgang aus dem Thüringerwalde zu verlieren. Ich hatte nemlich einen Führer bey mir, der aller verborgenen Wege kundig war, und der meinen Mantelsack trug. Dieser ging mir stets voran und ich folgte ihm, aber einmal, ich weiss nicht wie es kam, liess ich ihn aus den Augen, weil ich in Gedanken war und zu langsam ging. Er hatte es nicht gemerkt und war ruhig fortgegangen, weil er glaubte, ich folge ihm, wie zuvor. Ich merkte es aber bald und nun ging ich den Weg grade fort und mit Schnelle um ihn sogleich zu erreichen; ich sah den Führer nicht und lief nun schneller um zu erfahren,

ob ich auf diesem Wege ihn finden würde. Wie ich sah, dass es vergebens wäre hier zu suchen, lief ich zurück, und fing an zu rufen. Keine Stimme antwortete mir. Ich lief weiter zurück und rief wieder von Zeit zu Zeit. Endlich höre ich von der entgegengesetzten Seite eine ferne Stimme, ich folgte dieser schnell, und wie ich nach langem Laufe näher kam, erkannte ich die Stimme meines Führers und bald ihn selbst. Wir freuten uns beide, denn er war ein grundehrlicher Kerl und war sehr für mich besorgt gewesen und er sagte mir, wenn er mich nicht gefunden hätte, wäre er sehr in Verlegenheit gewesen, was er mit dem Mantelsacke hätte machen sollen, damit ich ihn, wenn ich anders wo ans Licht gekommen wäre, hätte wiedererhalten können. – // Zeit und Papier geht mir jetzt zu Ende, und ich muss daher selbst, auch dem Ende zueilen. –

Der Bürger Wattewyl hat zwei Landgüter, und wechselt seinen Aufenthalt auf denselben. Ihre Briefe werde ich deshalb bis jetzt am sichersten unter folgender Adresse erhalten: à Monsieur Fred. Aug. Eschen recommandé au Citoyen Otth fils, au dessous de la Couronne, grande rue – à Berne. Mein Freund Otth, der hier bey der Verwaltungskammer angestellt ist, wird diese Briefe richtig besorgen. Mit Sehnsucht werde ich Briefe von Ihnen und von Jakob erwarten. An Jakob heute besonders zu schreiben konnte ich unmöglich Zeit finden. Meiner guten treuen Mutter und meinem ganzen Geschwister bringen Sie tausend herzliche Grüsse: auch meinen Verwandten // und Freunden, welche Sie sehen, sagen Sie viele herzliche Worte des freundlichen Andenkens, das ganze Vossische Haus ja nicht zu vergessen. Hugo Kindt wird jetzt ja schon in Eutin seyn. Sobald ich irgend nur Zeit finde, werde ich es ihm selbst sagen, wie sehr ich seiner gedenke. Sagen Sie es jetzt ihm. – Wenn Sie an Onkel in Hamburg schreiben, so grüssen Sie ihn viele Male, und versprechen ihm einen langen Brief von mir. Ich sehe, dass ich einst eine ganze Woche werde auswählen müssen, um alle die Briefe schreiben zu können, die mir jezo bevorstehen und die man mit Recht von mir fordert; ich bin jetzt in einem so revolutionären Zustand, und meine Freunde lassen mich durchaus nicht ruhig an dem Tische mich hinsetzen. -

Ihr treuer Sohn

Fried. Aug. Eschen.

An [August Wilhelm Schlegel](#)

Datierung: Freitag, 8.6.1798 Ort: Bern Nachweis: SLUB: Mscr. Dresd. e 90 XIX, Bd.7: No. 82 Sonstiges: 3 S., außen (mit ausgerissenem Siegel): Dem Herrn Rath A. W. Schlegel, Professor der Ästhetik zu Jena.

Bern d. 8ten Juny. 1798.

Nur weniges vergönnt mir heute die Zeit Ihnen zu schreiben, und behalte mir mehreres für einen anderen Brief vor. – Meine Reise hierher war sehr angenehm und ich machte sie, zwei Tage ausgenommen, ganz zu Fusse und genoss so vieles, dessen ich sonst hätte entbehren müssen. Bis jetzt habe ich in der Schweiz meinen festen Wohnsitz noch nicht eingenommen; sondern bin von einem Orte zum anderen gewandert, um meine Freunde zu besuchen, und habe mich bey ihnen dann mehrere Tage aufgehalten. Selbst bey dem Hn. v. Wattewyl, der seinen Sohn mir anvertrauen will, war ich bis jetzt nun noch einige Tage zum Besuch, und kam gestern erst von seinem Gute Muntelier bey Murten zurück. In acht Tagen gehe ich wieder hin, um mich dort anzusiedeln. In keine Familie hätte ich kommen können, wo ich heiterer und angenehmer wäre, als in dieser. Schon in den ersten Tagen war ich nicht Fremder dort, sondern Glied des Hauses. Mein Zimmer blickt auf den Murtensee, an dem der Garten liegt. Die ganze Familie ist sehr gebildet, hat aber zugleich die ganze Reinheit und Unbefangenheit der Natur, dass es in ihrem Kreise so wohl wird. // Hermann und Dorothea habe ich schon mit grossem Beifalle vorgelesen. – Ich würde ihnen dieses kleine Detail nicht geben, wenn ich nicht wüsste, dass Sie und Ihre Gemahlin an meiner Freude vielen Antheil nähmen. – Meine Bücher lasse ich jetzt alle so schnell wie möglich nachkommen, und mein Freund Lange in Jena, der Ihnen diesen Brief sendet, wird sie mir überschicken. Ich bitte Sie daher, dass Sie die Griechen, welche ich Ihnen lieb, wenn Sie diese mit nach Dresden genommen haben, an Lange (im Richterschen Hause) schicken, so schnell als ihre Geschäfte es Ihnen erlauben. Denn

ich wünschte meine Bücher so schnell als möglich hier zu haben und der ihnen geliehenen kann ich durchaus nicht entbehren, da ich auf dem Lande lebe und sonst keine Gelegenheit haben werde, sie zu bekommen. -

Viele Grüsse an Gries, wenn Sie ihn sehen. Ich werde ihm nächstens schreiben. Bis jetzt war es mir durchaus unmöglich. Meine Adresse haben Sie wohl die Güte ihm mitzuteilen: An den Bürger Fr. Aug. Eschen – abzugeben bey dem Bürger Wattewyl von Monbenet – zu Muntelier bey Murten, über Schaffhausen und Bern. // Die Bücher, die ich Ihnen lieh, waren folgende: Euripides ed Beck. 3 Bände. Sophocles Brunck, 4 Bände. Aeschylus ed. Schütz 2 Bände. Aristophanes ed. Brunck. 3 Bände. Aristophanes ed. Inverniti, 2 Bände, Plutarchus ed. Hutten 7 Bände. – Sie werden die Güte haben, Sie unfrankirt an Lange zu schicken. - - Ich empfehle mich Ihrem und Ihrer Gemahlin gütigem Andenken, und verbleibe stets

Ihr treuer

Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Sonntag, 10., Montag, 11. u. Mittwoch, 20.6.1798
Orte: Bern, Höchstetten Nachweis: FAE Sonstiges: 2 ½ Bogen
(gerippt, Wz: C. u. J. Honig). Präsentatum des Adressaten: «Erhalten den 11. Jul. 1798». –

Bern d. 10ten Junius 1798.

Bester Vater,

Meinen ersten Brief von hier werden Sie erhalten haben, und bald hoffe ich einer Antwort von Ihnen mich erfreuen zu können. Indes halte ich mein Versprechen und sende Ihnen vor derselben noch einen Brief von hier. Möge er Ihnen die Freude bringen, womit ich ihn hinsende in meine Heimat, damit man auch dort meine Stimme vernehme und sich derselben erfreue, wenn sie gleich aus der Ferne herübertönt. Heute ist Sonntag, und nächsten Freitag gehe ich zu dem Herrn von Wattewyl nach Muntelier bey Murten um meinen festen Wohnsitz dort aufzuschlagen.



Pingret del. , «Vue de Morat», Lithographie, Ligny et Dupaix, Sazerac, 1825
mit freundlicher Genehmigung von graphica-antiqua.ch

Manche wunderbare Zufälle betrafen mich, ehe ich bestimmt wusste, ob ich wirklich zu dieser Familie als Lehrer kommen würde. An dem Tage nach meiner Ankunft in Bern meldete ich in einem Briefe dem Hr. v. W. dieselbe und fügte hinzu, dass ich in einigen Tagen nach Muntelier kommen würde. Am folgenden Tage, wie ich zu Mittage sass, bekam ich eine Antwort von ihm worin er mir schrieb, ich müsse den Brief meines Freundes Otth, der mir zu schreiben ihm versprochen hätte, nicht erhalten und deshalb es nicht erfahren haben, dass er durch den Krieg und die Contributionen an Frankreich ausser Stande gesetzt wäre, für seinen Sohn jetzt einen Hauslehrer zu halten. Es tue ihm sehr leid, mir dieses jetzt selbst versichern zu müssen, da er so sehr gewünscht hätte, // mich bey sich zu sehen. Wenn ich indes die Absicht hätte, dennoch in der Schweiz zu bleiben, so würde vielleicht einer seiner Freunde, z.B. [Hr. v. Mülinen](#), mehr dazu im Stande seyn und sich freuen mich als Hauslehrer zu besitzen. Er erbat sich sodann das Verzeichnis meiner Auslagen auf der Reise, und verlangte, dass ich die Zeit bis ich entweder nach Deutschland zurückkehre, oder in eine andere Familie träte, in seinem Hause zuzubringen, wenn ich anders dort bey ihrer jetzigen Lebensart so vergnügt seyn könne, als er es nicht hoffe. Ich antwortete ihm darauf ganz heiter und ruhig, und suchte ihn zu trösten, indem ich ihm unter anderen sagte, dass vielleicht meine Kräfte nicht meinem Willen bey der Erziehung seines Sohnes entsprochen hätten und dass er, wenn dieses wäre, nichts für die Erziehung seines Sohnes verloren hätte, auf die er zu einer günstigeren Zeit vielleicht eine grössere Sorgfalt würde wenden können. Das Anerbieten mit dem Hr. v. Mülinen zu reden nahm ich gerne an, da dessen Landgut¹⁸ so nahe bey dem des Landvogtes Steiger¹⁹ lag, dass ich jeden Tag meinen Freund Herbart hätte sehen können. Seine [sc. v. Wattenwyls] Einladung aber, zu ihm zu kommen und bis zur Entscheidung meiner Abreise oder eines anderen Aufenthaltes bey ihm zu bleiben, lehnte ich

18 Neuhaus bei Niederwichterach

19 Märchligen bei Allmendingen

für jetzt noch ab, weil ich meinem Freunde Fischer schon vorher hätte versprechen müssen, auf acht Tage wenigstens zu ihm aufs Land zu kommen. Nach dieser Zeit würde ich aber, wenn er es erlaube, auf ein oder zwei Tage zu ihm nach Muntelier kommen. Ich ging jezo nach Höchsteten, und einige Tage nachher hatten die Eltern meines Freundes von mir gesprochen bey einem [Hr. v. May](#) auf dessen benachbarten Landgute Hüningen, und sowohl der General v. May als dessen Gemahlin hatten lebhaft den Wunsch geäussert, mich zum Hauslehrer bey ihrem Sohne zu haben. Den folgenden Tag kamen sie nach [Höchsteten zu den Eltern meines Freundes](#), um einen Gegenbesuch zu machen, und die Frau von May, sprach von ihrem Wunsche. Sie wolle ihren Sohn aber nicht in ihrem Hause behalten, weil sie wahrscheinlich nach Holland mit ihrem Manne auf eine Zeit lang gehen würde, sondern sie wolle ihn entweder zu ihrem Verwandten, dem Hr. v. May von Ursellen, der ihren Sohn in seyn Haus zu nehmen sich erboten habe, oder nach Lausanne zum Hr. Wildt, einem trefflichen und sehr geschickten Manne, senden. Gegen Lausanne erklärte ich mich sogleich, weil ich dort theils von meinen Freunden, theils auch von der deutschen Literatur zu entfernt sey. In das Haus des [Hr. v. May von Ursellen](#) würde ich mich gerne entschliessen zu gehen, da ich dort meinen Freunden so nahe wäre und einen so liebenswürdigen Familienkreis dort fände; doch in dem Falle nur, wenn nicht Hr. v. Mülinen, der von meinen Freunden mir sehr war gerühmt worden, den Vorschlag des Hr. v. W. angenommen hätte. Den Tag darauf nachdem ich von Höchsteten nach Bern zurückgekommen war, ging ich nach Muntelier, da ich in Bern zwei Briefe vom H. v. W. vorfand, worin er mir schrieb, ich möchte sobald als möglich zu ihm kommen, und nicht ein oder zwei, sondern wenigstens acht Tage dort zubringen. Ich ward sehr freundlich empfangen, und ich tat, als wenn durchaus kein Verhältnis zwischen // uns wäre gestört worden, und ich hielt es für ratsam hiervon keine Silbe zu reden. Ich befand mich in dieser Familie sehr wohl, denn gleich in den ersten Tagen war ich nicht Fremder, sondern ward wie zur Familie gehörend betrachtet. Am dritten Morgen machte der Hr. v. W. einen Spaziergang mit mir nach dem nahegelegenen

Holze, von wo man eine äusserst schöne Aussicht hatte. Wie wir zurückgekommen waren, gingen wir im Garten auf und ab, und ich merkte bald, dass der Hr. v. W. etwas auf dem Herzen hatte, und das er mir zu sagen sich scheute. Nach verschiedenen Gesprächen setzten wir uns auf eine Bank und plötzlich sagte er mir, was ich durchaus nicht erwartet hatte: er würde sich sehr glücklich schätzen, wenn er mich als Lehrer seines Knaben und als Glied der Familie in seinem Hause haben könne, da ich aber jetzt die einfache unangenehme Lebensart gesehen hätte, die sie im Hause führten, so könne er mir diesen Vorschlag nicht mit froher Hoffnung machen, und es hiesse zu viel von mir verlangen, dass ich dazu mich entschliessen solle, da ich eben aus einem so herrlichen und fröhlichen Kreise käme. Vorher, wie er mir nach Bern geschrieben habe, wäre seyn Geist noch durch die Vorfälle in der Schweiz so niedergedrückt gewesen, dass er auch in der Zukunft noch mehreres bevorstehendes Unglück gesehen habe. Jetzt aber kehre seyn Mut und die Hoffnung für die Zukunft wieder zurück, und er würde jetzt gerne alle anderen Rücksichten bey Seite setzen, wenn ich mich nur entschliessen könne, bey ihm zu bleiben, welches er aber nicht hoffen dürfe. – Dieses und anderes sagte er mir sehr schüchtern und abgebrochen, und ich antwortete ihm, dass jene einfache häusliche Lebensart, weit entfernt mich abzuschrecken, eben einen sehr grossen Reiz für mich habe; dass ich gerne die übrigen Anträge, die mir getan wären, ablehnen würde, wenn ich nur in einer Familie, wie die seynige und in einem so traulichen Kreise leben könne, und nicht ohne Nutzen für seinen Sohn wäre; dass ich gewiss in keinem Hause fröhlicher und heiterer seyn werde, als hier u.s.w. Hr. v. W. ward sehr froh über meinen Entschluss und am Abend wie ich zum Essen von meinem Zimmer herunter kam, sagte die Frau v. Wattewyl zu mir: ihr Mann habe ihr eben eine sehr grosse Freude gemacht durch die Nachricht, dass ich mich entschlossen habe, bey ihnen zu bleiben. Sie fing dann von der einfachen häuslichen Lebensart, worin sie mich gleich hineingeführt hätte, damit ich sie kennen lernen und nichts anderes erwarten möge, zu sprechen an: sie könne unmöglich erwarten, dass ich dabei so froh und wohl seyn könne, wie sie es

mir wünsche, und ich möchte lieber noch acht Tage als Freund bey ihnen leben und dann mich erst entschliessen, damit ich jetzt mich in meiner Hoffnung nicht täusche. Ich lehnte diesen Aufschub sogleich ab und sagte, dass ich dessen nicht bedürfe um eines heiteren Lebens hier gewiss zu werden. Ich konnte die vielen Besorgnisse, die sie mir entgegenstellten, nur gerne hören, denn ich sah dabei so deutlich, dass sie aus einem so guten Herzen kamen, und dass es ihnen dabei bloss an meiner Freude und Zufriedenheit in ihrem häuslichen Kreise lag. Frau v. W. sagte, ich sey auch jetzt von meinen Freunden so entfernt, da sie auch im Winter auf einem von ihren Landgütern leben würden, und auch dies würde mich hindern hier fröhlich zu seyn. Ich antwortete ihr, dass Bern nur fünf Stunden entfernt wäre, und ich sie daher dennoch würde oft sehen können. Sie sagten mir beide darauf, dass ich dieses könne, so oft ich es wolle und einige Tage dann in Bern zubringen könne.

Ich bin jetzt unendlich froh, dass ich in diesem Hause bleibe, denn alles dort hat das grösste Wohlwollen zu mir, und alles winkt mir dort zur Freude. Mein Albert [*sc Albrecht*] ist neun Jahre alt, ein liebenswürdiger, herzlicher Knabe, voll Leben und Geist und dabei doch so sinnig und sanft. Mein Freund Muhrbeck, der ihn hier in Bern einst in der Gesellschaft von Herbarts und Boehlendorffs Zöglingen gesehen, hatte ihn unter allen ausgezeichnet und seiner vorzüglich sich gefreut, und Herbart und Boehlendorff selbst beneiden mich fast und glauben ich würde wahrscheinlich der glücklichste von ihnen werden, und sie freuten sich als ich ihnen bey meiner Zurückkunft von Muntelier so viel Gutes und Schönes, das mich dort erfreut hatte, erzählte. Herbart und Boehlendorff haben jeder drei Zöglinge und ich nur einen einzigen, auf den ich meine Sorge ungeteilt wenden kann. Der Herr v. W. ist ein sehr gebildeter Mann, der aber mit dieser seinen Bildung zugleich ein reines natürliches Gefühl in sich trägt und ganz Hausvater ist und ein wachsames Auge auf die Bildung seines Sohnes hat, so dass meine Sorgfalt in der Erziehung nicht unerkannt seyn wird. Er ist ausserordentlich herzlich gegen mich und noch den letzten Morgen, da ich sehr frühe wegging und man mein Frühstück mir hinaufgebracht

hatte, war er meinerwegen eben so früh aufgestanden, um während meines Frühstückens noch eine halbe Stunde zu plaudern. Ich freue mich immer seiner feinen und richtigen Bemerkungen über Dichtkunst, Philosophie pp. Die [Frau von W.](#) ist ein überaus liebenswürdiges Weib von dem feinsten zartesten Gefühle für alles was gut und schön ist. Sie hat eine sehr sorgfältige Bildung erhalten und liest in mehreren Sprachen. Es ist mir immer so wohl, wenn ich mit ihr rede; denn alles, was sie redet, erhält durch ihre reine schuldlose Natur und durch ihr zartes Gefühl den Abdruck ihres Herzens und Geistes. Am zweiten Tage, wie ich dort war, las ich Göthens ›Hermann und Dorothea‹ in der Geissblattlaube am stillen, blauen Murtensee vor. Bey den schönsten Stellen, und deren gibt es darin ja so viele, unterbrach mich die Frau v.W. immer und rief: ah c'est charmant, c'est charmant. Und dies war nicht blosser gefälliger Beifall, sondern er kam aus vollem Herzen, und indem, was sie dann mit Lebhaftigkeit sagte, sah man wie hell sie das Schöne auffasste. Sie bat mich dann solche Stellen noch einmal zu lesen, und wann sie wiederum so vieles fand, was sich auf ihre und die Lage der Schweiz überhaupt bezog überliessen beide²⁰ sich ihrem Gefühle und das zarte Weib konnte ihre Tränen nicht zurückhalten. – Alles tut sie, damit ich in ihrem Hause nur heiter und fröhlich seyn möge und sie wünscht, dass ich nur als Glied der Familie mich ansehen möge. Sie hat noch einen Knaben, der bald vier Monate alt ist, und wie ich ihr sagte, dass ich auch noch eine Schwester habe, die beynahe von gleichem Alter wäre und die ich noch gar nicht kenne, sagte sie zu mir: bis ich sie kennen lerne, möchte dieser Kleine meine Schwester ersetzen. Sie nahm dann ihr kleines Kind und sagte zu ihm, indem sie auf mich zeigte: «Siehe dies ist dein Bruder» und das Kind lachte mich freundlich an, wie ich ihm die Hand reichte und ihm zunickte. – Auch die ›Louise‹ von Voss hatte ich nach Muntelier mitgenommen. Man hatte sie dort vor meiner Ankunft schon mit dem grössten Vergnügen gelesen. Wie ich wegging, sagte ich, ich wolle

20 Offensichtlich Frau v. Wattenwyl und ihr Gatte

sie hier lassen, damit sie noch einmal sie lesen könnten, wenn sie wollten: allein die Frau von Wattenwyl sagte, sie würden sie auf meinem Zimmer liegen lassen und durchaus nicht anrühren, bis ich selbst wieder käme und sie ihnen vorläse. – Die Damen in der Schweiz, wie ich es allenthalben in Gesellschaften hier bemerkte, scheuen sich sehr, wenn ein Deutscher kommt, mit ihm deutsch zu reden, weil ihre gewöhnliche Schweizer-Sprache nur ein halbes Deutsch ist, und sie sich zu wenig Fertigkeit zutrauen, die deutsche Sprache, wie sie sie lesen und schreiben, reden zu können. Deshalb spricht auch die Frau von W. selten deutsch, sondern fast immer französisch: mit dem Hr. v. W. hingegen, wenn er mit mir allein ist, rede ich immer deutsch und er spricht es sehr gut und fertig, dass man den Schweizer nicht darin erkennt. Wenn die Familie aber zusammen ist, und in Gesellschaften wird meistens französisch gesprochen, und dies ist mir nicht unlieb. –

Ein schönes grosses Zimmer habe ich für mich allein, und eine herrliche Aussicht daraus auf den Murtensee. Selten gewiss werde ich es versäumen hier die Sonne aufgehen zu sehen, denn es ist das herrlichste Schauspiel, wenn vor dem Aufgange der nahen Sonne die Berge rings mit einer sanften schwebenden Röte gleichsam überwebt scheinen und in jedem Augenblick Farbe und Gestalt wechseln, bis die Sonne plötzlich hervortritt und Berge, Tal und See vergoldet. Der See ist rings umkränzt mit stillen freundlichen Dörfern, welche des Abends, wenn der See wie eine glatte Fläche still da liegt, sich in der Bläue spiegeln wie die leichten silbernen Gewölke, die am Himmel vorüberschweben. Ich blicke dann hinaus in die Stille der Natur und mein Eigenes wird ruhig, und gerne horche ich dann den Gesängen Ossians, wenn er mir singt von den Zeiten der Vorwelt und von den Tagen, welche nicht mehr sind.

Höchstetten d. 11ten Jun. 98.

Gestern Abend bin ich mit meinem Freunde Fischer, der auf einen Tag nach Bern gekommen war, hierher zurückgefahren, um bis übermorgen noch bey ihm zu bleiben. Mein Freund Otth holt mich wieder von hier nach Bern ab, und den andern Tag kehre ich nach Muntelier zurück. – Bis meine beiden Koffer, der eine mit meinen Kleidern, und der andere mit meinen Büchern ankommt, müssen meine Freunde mich mit Büchern versorgen, und ich habe schon eine ziemliche Menge zusammengebracht, um sie mit nach Muntelier zu nehmen, z.B. den Ariosto, den spanischen Don Quixote, Tristram Shandy, Goethes Werke, Müllers Geschichte der Schweiz, Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit pp. Den Griechischen Homer, den englischen Ossian, Goethes Hermann und Vossens Luise hatte ich selbst mit mir in meinem Mantelsacke gebracht. Der Hr. v. W. hat selbst eine schöne Bibliothek, die aber grösstenteils aus französischen Werken besteht. -

Ich lege Ihnen das versprochene Journal meiner Reise bey. Über den Zustand der Schweiz und über ihr Verhältnis zur Fränkischen Republik werde ich Ihnen in meinem nächsten Briefe weitläufig schreiben. Es jetzt zu tun, dazu fehlt mir die Zeit, wenn ich diesen Brief Ihnen zu senden nicht länger verschieben will, und der Brief würde dadurch wenigstens noch einmal so stark werden, wie dieser, und daher vielleicht Gefahr laufen, erbrochen zu werden, welches ich dann auf keinen Fall wünschte. Viele, viele herzliche Grüsse an Mutter und Geschwister. Auch allen Verwandten und Freunden bringen Sie viele freundliche Worte des Andenkens.

Ihr treuer Sohn,

Fr. Aug. Eschen.

Nta: Meine Adresse ist jetzt: an den Bürger Fr. Aug. Eschen – abzugeben bey dem Bürger v. Wattewyl von Monbenet – zu Muntelier bey Murten. – Ihre Briefe bekomme ich schneller und richtiger mit der Aufschrift: schnell zu besorgen.

An Johann Rudolf Steck

Datierung: Donnerstag, 24.10.1799 Ort: Muntelier bey Murten/Schweiz Nachweis: BBB, Sign. FA Steck, Korrespondenz Johann Rudolf Steck-Guichelin Sonstiges: 1 Bogen, 4 S.

Muntelier d. 24sten Okt. 99.

Teuerster Steck,

Ich grüsse Dich mit den herzlichsten Grüßen aus meiner Einsamkeit und denke Deiner mit der treuesten Liebe. Du weisst, dass ich lieber mir ambrosische Götter-Sohlen mit der geheimen Schwungkraft wünschte, um rasch über die Lüfte zu Dir zu wandern, und Dir es herzlicher zu sagen, als die bleierne Gänsefeder es tun kann, die wohl Gedanken, aber nicht die innigen Gefühle von Freundschaft und Liebe offenbart. Aber wohl uns, die Götter schufen uns eine andere, geheime Sprache des Herzens, die ungesehen und ungehört durch die Fernen eilt und in verwandten Herzen die zustimmenden Klänge rührt, und lange nachtönen lässt. Lass Dich heute so von mir grüssen, und nimm freudig den Gruss an. //

Ich habe kürzlich einige frohe Tage mit unserem Herbart gelebt. Ich war nach Bern gegangen, um mit meinen Freunden über die Veränderung meiner jetzigen Lage zu reden, weshalb ich Dir auch heute schreibe. Ich habe Dir schon mündlich, glaube ich, gesagt, dass meine Mühe an der Bildung meines Albert [*sc. Albrecht*] nicht vergolten wird. Auch die Eltern haben dies eingesehen und gesucht ihn in eine Lage zu bringen, die heilsamer für ihn ist, als die jetzige, wo man ihn nicht abhalten kann, mit den Bedienten des Hauses und den Buben des Dorfes umzugehen, da ihm ausser dem meinigen, jeder andere Umgang fehlt. Mit Anfang des Januars geht er nach Genf in ein Institut, und kommt in ein Verhältnis, das, wie ich glaube, nicht besser für ihn seyn könnte und in welchem man auch meine Arbeiten mit ihm fortsetzen und vervollkommen wird. In Griechischer und Lateinischer Sprache habe ich ihn weit genug gebracht; aber mit welcher Mühe, fühlte ich oft genug. Aber eigentliche Weckung

des Geistes und ein kräftiges Streben in ihm, als den Hauptzweck meiner Arbeit, zu bewirken, war umsonst. Auch arbeitete mir manches dabei, was um ihn war, entgegen. Jetzt habe ich meine Freunde gebeten und bitte auch Dich, mir, wenn ihr könnt, eine andere Stelle zu zeigen, wo ich meine Arbeit noch einmal beginnen kann, und unfehlbar mit besserem Glücke als hier. Dies ist zu meiner Ruhe notwendig, und ich könnte jetzt die Schweiz nicht freudig verlassen. Ich muss wissen, dass ich in ihr genützt habe. –

Die Wattewyl Familie, deren herzliche Liebe mir jetzt und immer bleibt, bietet mir an, und bittet mich, auch nach Alberts Abreise, so lange ich es kann, bey ihnen im Hause zu bleiben. Doch dies, wie Du denken kannst, würde ich nur im äussersten Notfall, wenn sich keine Stelle für mich finden sollte, bis zu meiner Abreise nach Deutschland tun, die ich doch gleich im Januar noch nicht antreten könnte. Wenn eine Stelle sich für mich findet; (und ich hoffe, dass die Götter mir günstig seyn werden), so bin ich entschlossen, mich noch auf zwei Jahre dabei zu verbinden. Je näher Dir, mein teurer Steck, und meinen übrigen Freunden, natürlich um so viel besser! Denn dass Ihr mir einen der vorzüglichsten Gründe gebt, meinen Entschluss, noch in den Gefilden der Schweiz zu bleiben, ausgeführt zu wünschen; das wisst Ihr, und es wäre mehr als überflüssig, es Euch erst zu sagen. Empfehl mich dem freundschaftlichen Andenken Deiner Frau und Deiner Mutter und wenn die Zeit es Dir vergönnt, sage mir bald ein freundliches Wort.

Dein ewig treuer

Eschen.

Von Johann Friedrich Herbart

Datierung: Sonntag, 20.4.1800 Ort: Bremen Nachweis: Herbart BW I, Nr.119 (H., 3 Bll. u. 6 dicht beschriebene u. schwer lesbare S.: ab «Smidt und Thulesius» am äussersten Rand, ÖNB-Sign.: Autogr. 356/1-12, eingesehen am 17.5.2002) u. Herbart Berichte, 105 bzw. 14 u. 156

Auch dieser Brief Herbarts wurde unter den Freunden herumgereicht; so schreibt Steck an Albrecht Zehender im [«Mai1800, nach Fischers Tod am 4.5.1800»]: «Ich sende dir den Brief von Herbart zurück; ich musste letztlich wegen der frühen Ankunft des Kavallerie Regiments so sehr eilen dass ich Ziemssen nicht sprechen konnte» (BBB: FA Steck 5). Vorliegender Brief gelangte also nicht unmittelbar an den expliziten Adressaten Eschen, sondern richtete sich, gerade vom Inhalt her, an alle Freunde.

Sonntag, 20.4.1800 Ort: Bremen

Dir lacht der Frühling, Du Teurer, und Du kannst immer wieder lächeln! Wohl Dir! – Auch hier knospen die Bäume, und die frohe Menge drängt sich am Abend auf den Spaziergängen. – Mein Auge hat sich's bald abgewöhnt, an dem hiesigen Horizonte Alpen zu suchen, aber nun sieht es gewöhnlich gar nichts; ausser wenn ich hier in der Neustadt unter der Allee spaziere, wo der wirklich schöne Anblick der Altstadt mit ihren hohen und schlanken Türmen an der Weser, den Platz einer schönen Landschaft vertritt. Sonst – bin ich zuweilen auf der Plattform unter den dichten Kastanien, oder in Märchligen, oder in Rümligen, oder im Dorfe zu Riggisberg, wo ich das hohe Schloss von ferne anschau, - hinauf kann ich nicht kommen, denn ich war nie droben. Doch diese dunkeln Schatten würden mir den dunkeln Frühling nicht hellen, täten es nicht Freunde! - Es sind unsrer doch mehrere, die sich ohne Abrede einem gleichen Punkte anzunähern scheinen. Wie geht es sonst zu, dass wir einander noch immer nahe sind, noch immer näher kommen? Es muss doch wohl ein Festes, Dauerndes geben, zu welchem der gute Wille eines jeden von selbst hinsteuert, - es muss doch wohl gemein

sey, einerlei // Herz in einerlei Vernunft, das in jedem, unabhängig von den Andern, die Richtung hierher – sucht, und nur nicht immer zu finden weiss. Werde nicht unwillig über dem: scheinen; und: es muss wohl.

Du weisst es ja, dass von jeher meine ganze Tätigkeit in der Voraussetzung gestrebt hat und gehandelt, dass ein solches Festes sich müsse finden lassen, wo die Individualitäten sich zu vereinigen suchen würden – so dass weiterer Fortgang nicht mehr trennen könnte. Aber dass unser und der Unsern Fortgang uns noch trennen kann, davon haben wir Beispiele; - und ich, jetzt, in der Untätigkeit in der ich ein Drittel eines Jahres zubringen musste, und nun Gottlob nur noch wenige Wochen! – Jetzt hätte ich zur Skepsis Zeit gehabt – Zeit und Laune gehabt zu zweifeln an der Zukunft, und noch mehr an der Gegenwart; an der Möglichkeit und noch mehr an der Wirklichkeit. Und, Dank sey's den Unsern, jetzt eben strafen sie die ungläubigen Gedanken durch den Augenschein. Zwar ist der Augenschein nur Schein der Dauer und des Allgemeinen. Aber die Erfahrung kann ja auch nur einzeln das allgemeine bewähren, - kann in wenigen Jahren nur wenige Glieder der Reihe aufstellen, von der das ganze Leben nur eine Probe ist. //

Mein Eschen! Es war eine Zeit, da wir uns fanden und hatten, - eine andre da wir uns suchten und nicht hatten – und jetzt haben wir uns wieder. Gepriesen seyen die Augenblicke, da ein ganz reiner Ausdruck gelingt von dem, worauf die Freundschaft ruht! So ruhe ich jetzt auf Deinem letzten Briefe. Jetzt haben wir uns wieder. Aber die Freundschaft ruht auf dem Wesen, und unser Wesen soll noch nicht ruhen. Wir sollen beide noch wandeln, und nach mancher Verwandlung – kommt da eine Zeit wo wir bleiben? Es ist ein Bleibendes im Wandel. Aber kannst Du es nennen, angeben, aufzählen, bestimmen: das was bleiben wird und bleiben muss, – was wir im Weiterkommen ferner voneinander verlangen werden, um einander als Freunde aus der Menge herauszuscheiden? Wissen wir schon, was erhöhte Bildung, verfeinertes, oder gestärktes Gefühl, einmal strenger fordern werde – und ob dieses Geforderte nicht bey den Verschiedenen ein Verschiedenes seyn werde – der einseitigen Bil-

dung wegen? Wissen wir etwa schon, wie sehr es uns gelingen wird, die letztere zu vermeiden? // Die Freundschaft, glaube ich, wird bescheidener in ihrer Zuversicht, so wie der Mensch bescheidener wird. «Ist denn Treue nur die Anmassung des Jünglings?» Doch was soll diese Frage hier? Du tust sie nicht, und ich auch nicht. Wir wissen es ja, unser Leben ist ein Versuch, und die Freundschaft das köstlichste, was wir im Leben versuchen. – Und gefährliche Konsequenzen machen, ist ja unser beider Sache nicht. Nur lass uns der Freundschaft Freiheit ehren! Wir sollen nicht nach ihr greifen; aber wenn wir nach dem Rechten greifen, will sie von selber kommen. Sie ist kein Besitz, sondern in jedem Augenblick neuer Erwerb. Darum wird sie auch nicht gleichgültig, wie der Besitz, sondern ist immer erneuter Genuss. Ich habe mich verirrt. Ich habe Sentenzen geschrieben, da ich vom Augenschein erzählen wollte. Überlege die einen, und freue Dich mit mir über den andern. [Smidt](#) ist mein ältester Jenaischer Freund. Aber er liebte, während ich grübelte, und da meinte ich wären wir wohl eine ziemliche Strecke auseinander. Und ich finde, dass wir einander recht nahe sind; und dass seine Frau mit dazu gehört. Wir haben noch viel gleiches Interesse und Leichtigkeit der Mittheilung. Einander in unserm Wesen, und in unsern Beschäftigungen zu ergänzen, – die schöne Möglichkeit liegt – ich möchte fast glauben, klarer noch als damals vor uns, da wir uns zuerst näherten. Damals auch waren Smidts Freunde ihm näher, als sie mir werden mochten und konnten; – jetzt sprechen [Thulesius](#) und ich, die wir, obgleich Landsleute, einander so gut wie gar nicht kannten, in gutem Vertrauen auf unsern gemeinschaftlichen Freund, und so, als ob wir schon eine Vergangenheit hinter uns hätten. –

Wenn Du meinen Brief aus Weimar bekommen hast, so weisst Du schon, wie Boehlendorffs letzte Arbeit mich innig freute, wie gerne ich Schildener sah, wie hohes Interesse mir die wenigen Stunden gaben, die ich in Unterhaltung mit [Schwarz](#) zubrachte. Diese Erfahrungen sind Gewichte, mit denen ich wiege, wie viel Sicherheit, das Herz, der Freundschaft ungefähr geben könne, wenn die Köpfe noch ungewiss schweben. Vielleicht also ist auch Berger – der edle – unstete – mir nur eine Zeitlang abwesend, –

denn freilich, so freundlich er mir neulich noch geschrieben, – ich denke doch mit einer Art von Scheu daran, dass ich ihn vielleicht bald hier sehe. – Ist nicht auch Gries mir grossenteils wiedergekehrt? Es war mir wohl bey ihm in Göttingen, recht wohl! // Und mein Karl? Wäre es wohl nun noch möglich, dass wir einander fremd würden? Oh es ist ein herrlicher Beweis von dem Bleiben, dass Ihr mit ihm und seinen Brüdern so fortrückt. – [Lass mich hier abbrechen, sonst finde ich kein Ende. Ich habe noch das Bild im Sinne von dem wunderschönen Knaben, den ich beim Durchgehen zu Rümlingen sah, – und von dem Du mir schreibst, dass er Dir Freude macht; denn es ist doch hoffentlich derselbe. – Oh Eschen, wie sehr wünsche ich Dir, auch solche Erinnerungen aus der Schweiz mitzunehmen, die mit dem Fröhlichen froh sind, und den Traurigen halten und heben.

Liebe Freunde, – denn es gilt Euch Beiden, – seydt mutig, bis Ihr es errungen habt! Seydt mutig auch, wenn Ihr die schweren Gänge des Geistes gehen wollt. Herrlich, dass Ihr es wollt. Es ist recht, was Du darüber schreibst, und dass Ihr unter einander und zu mir so sprach. Solche Herzensreinigungen müssen vorgehen, und das Bekenntnis nicht scheuen – dann kann etwas werden. Smidt und Thulesius nehmen Anteil. Sie haben mich, glaube ich, verstanden, und haben Prüfung versprochen. Es ist noch von andern gemeinschaftlichen Unternehmungen der Freunde unter uns die Rede gewesen. Von einem Erziehungswesen im Grossen. Es ist auch von 3 Örtern die Rede gewesen, von der Schweiz, – von Bremen, – von der Insel Rügen. Es ist auch mit den Frauen davon geredet worden. Wohl zu merken, geredet. Von einer Zeit ist noch nicht geredet. Wohl aber von allerlei sehr nötigen wissenschaftlichen Vorbereitungen; auch von Grund und Boden und vom Nerven der weltlichen Dinge. Das hat uns eben nicht geschreckt. Möchtet Ihr? Wisst Ihr nun, warum ich gerade jetzt überlege, ob, und was, und wie man auf die Freundschaft bauen könne? –
Euer Herbart.

An Johann Friedrich Herbart

Datierung: Donnerstag, 12.6.1800 Ort: Bern Nachweis: Herbart BW IV, Nr.758 (Hs. im heute verschollenen NL Herbart)

Es war der Abend vorher, dass ich die Nachricht bekam, unser teurer [Fischer](#) sey entschlummet und seyn Geist schwebe unter den Sternen über seiner Schlummerstätte. Den andern Morgen erhielt ich aus unsers Zehenders²¹ Hand Deinen Brief, geliebter Herbart, diesen herrlichen Zeugen des Lebenden; ich ward wieder mutiger, sah mutiger die Bahn des Lebens entlang, und ging sie mit Dir rüstiges Ganges, die Menschen freudig anblickend, und freudig Hand und Geist zum Werke rührend. Mag dann die längere Nacht kommen, aus welcher wir staunend mit anderen Augen erwachen: sie ist uns willkommen, als der Ruf in das ferne Land, das oft unbekannt und wunderbar vor unserer Sehnsucht daliegt; in das Land der Vereinigung. Über dem Grabe des gestorbenen lass uns fester die Hand drücken, und grössere Lebenslust unsere Brust füllen, dass unsere Kraft zum Guten dadurch dauernder und lebendiger werde; dass wir einst gerne von den Sternen ins verlassene Thal hinabblicken. - //



Schloss Rümligen 19. Jhdt, Federlitho von Joh. Fried. Wagner
Burgerbibliothek Bern, Gr.A. 1003, Mül.S.176.e (3), Tafel 44

21 Albrecht Niklaus Zehender (1770–1849)

Den Abend nahm ich wieder Deinen Brief und ging auf die herrlichste Höhe von Rümli gen, vor welcher die ganze Reihe der Berge alle ihre leuchtenden Häupter hinzieht: ich rief Dich zu mir, wie sie in allem Lichte dastanden, und mein Herz lief von Freude über und mein Auge ward feucht. Ich weilte nicht bis der goldene Schleier sich entfärbt hatte, und ich trug durch den dunkleren Wald alle Freude mit mir heim. Oh teurer, teurer Herbart, warum müssen wir in unsern schönsten Augenblicken so stumm seyn, warum kann ich Dir nicht mit allen Tönen meines Gefühls, die in Freude, Wehmut und Sehnsucht durcheinander in mir stürmen, Dir zurufen, was Du mir bist und was ich Dir seyn möchte. Diese, diese Töne, und andere gleiche, sind die Boten, welche mir so oft und so schön die Unsterblichkeit der Seele verkündigen, denn sie sind nicht der Ausdruck des Gesehenen, Gehörten und Gedachten, sondern der überirdischen Welt in und ausser uns. In ihnen finde ich die heiligsten Stunden meines Lebens, und ich habe mir oft gewünscht, dass mein Tod in einer solchen Stunde nur mir die Augenlieder berührte. - //

Der Gedanke an eine mögliche engere Vereinigung zum Wirken auf die Bildung der Menschheit, worüber Du mit Schmidt²² sprachst, hat mir und meinem Freunde Ziemssen schon manche frohere Stunde gemacht, selbst indem wir den Gedanken bloss als Gedanken mit dem Flügel der Einbildungskraft verfolgten. Was wäre herrlicher, als eine solche unmittelbare Vereinigung zum unmittelbaren Nutzen, und unter Freunden, die einem so ähnlichen Ziele in ihrem Wirken zuzustreben scheinen, und unter einem Himmel, der jede Freude über Gelungenes im Guten und Schönen lachender aufnimmt! Wenn der Gedanke an diese Möglichkeit uns so hinreisst, was würde nicht die Wirklichkeit? Welch ein Altar der Freundschaft würde nicht in dem Kreise sich erheben, voll von Blumen und Früchten, die unter der Pflege der Freundschaft schneller und reicher aufwachsen! Die Bekanntschaft mit Pestalozzi und das Anschauen seiner Kraft und Wirkung machte uns die Idee noch lebendiger und

22 Siegfried Schmidt (1774–1860), Student der Theologie in Jena

wir streiften über das, was im Wege zu stehen schien, leichter und schneller hinweg. // Von den Deinen im Steigerschen Hause und von Segelken²³ schreibe ich Dir in meinem nächsten Briefe. Denn seit Segelken bey ihnen ist, habe ich sie wegen lange anhaltenden schlechten Wetters, wegen einer kleinen Reise, die sie nach Bern machten, und wegen meines jetzigen Aufenthaltes in Bern, nicht gesehen. Segelken habe ich deshalb auch nur eine kurze Zeit bey seiner Ankunft, in Rümligen und in Riggisberg, gesprochen, doch nicht so viel um über ihn irgendein Urteil schon fassen zu können. Da ich heute wieder meinen Rückweg nach Rümligen nehme, so werde ich in einigen Tagen über Segelkens Verhältnis zu den Deinen reichere Auskunft erhalten. Ziemssen wird Dir von Segelken vielleicht bestimmteres schreiben können, weil dieser bey seiner Ankunft und auch nachher sich einige Tage in Bern aufgehalten hat und viel mit Ziemssen zusammen war. - Du aber, teurer Herbart, erfreue uns bald wieder und sage uns, wo unsere Gedanken Dir nachgehen sollen und welche Arbeiten Dir gelingen, und dass Du oft Deine Blicke und Dein Herz zu uns wendest. Je herrlicher die Gegend ist, in der ich lebe, je glücklicher die Arbeiten mit meinem Roudy fortgehen, um desto lebendiger fühle ich die Gabe der Freundschaft und segne die Stunden, in welchen sie mir ward.

Dein Eschen.

23 Gerhard Segelken (1775-1816) aus Bremen, Theologe, Nachfolger von Herbart und Eschen als Erzieher bei Altvogt Karl Friedrich Steiger in Interlaken

An Johann Rudolf Steck

Datierung: Dienstag, 24.6.1800 Ort: Rümliigen bey Bern Nachweis: BBB, Sign. FA Steck, Korrespondenz Johann Rudolf Steck-Guichelin

Rümliigen d. 24sten Jun. 1800.

Nimm meinen herzlichsten Gruss, teurer Steck, und mit ihm als eine kleine liebe Gabe der Freundschaft die mitgesandte Übersetzung der Horazischen Oden. Nimm sie als ein kleines Zeichen der innigen Liebe, die ich zu Dir im Herzen trage, und die mir viele Stunden, in denen die Gestalten der Freunde vor mir vorübergehen, so freudig und glänzend schafft. Je glücklicher ich bin – und ich bin es jetzt durch die reiche glühende Natur, durch das Gelingen meiner Arbeit mit meinem Knaben, durch mein Verhältnis zu den Eltern desselben, und durch das innere Gefühl des Unendlichen – um desto öfter und freudiger gedenke ich der Meinigen und unter diesen vorzüglich auch Deiner, mein Steck. Auch Du denkst meiner, ich weiss es, und ich freue mich, dass ich es so gewiss weiss: Du wirst deshalb auch meine Gabe so froh annehmen als ich sie gebe und wenn sie Deinen Augen begegnet wirst Du oft über den Freund des Dichters vergessen und jenen mehr lieben. //

Ja, bester Steck, ich bin jetzt glücklich und die Schweiz wird meinem Herzen immer näher. Wie oft wünsche ich mir, dies möchte mein Vaterland seyn; hier möchte sich der Kreis der Freunde vereinen zu gemeinsamer lebendiger Wirksamkeit, hier, wo bey der Heimkehr des Glückes der Himmel seine schönsten Gaben über die Fluren verbreitet. Mit diesen Gedanken ward es in mir vorzüglich rege, als unser Herbart mir und meinem Freunde Ziemssen neulich schrieb, ob wir wohl Lust hätten, uns hier in einen Kreis gemeinschaftlicher Arbeit, die der jetzigen ähnlich wäre, zu verbinden. Er hätte mit Smidt in Bremen davon gesprochen und ihre Gedanken wären dem Reiche dieses Gegenstandes nachgeschwärmt. Dass dies bis jetzt nichts mehr als ein Gedanke ist und seyn kann, begreifst Du: aber dennoch

ward auch mir so wohl dabei, ihn auszubilden und die Dichtung wirklich zu denken. – Doch wohin auch das Schicksal von hier mich ruft, ich werde mutig folgen und die Stunde segnen, die mich in Euer Land winkte, und mich freuen, dass dieses Land mich so entliess, wenn auch mein Auge mit Tränen den verschwindenden Bergen nachstarrt und eine Zeit lang die Töne meines Innern stumm sind. So lange ich hier bin, will ich mich ganz in die Wonnen hineintauchen, welche die herrliche Schweiz über mich ausströmt, dass ihr Bild auch in den Zeiten der Zukunft glühend vor mir stehe und mit Kraft und Freude mich erfülle, und deshalb lasse ich jetzt diese Zukunft in ungewissen Nebel zurücktreten und, wie sie auch sey, durch ihre Gestalt mich nicht in Unruhe bringen. Besteht doch unser Leben im Jetzigen; und kommt doch die schönste Zukunft nur aus dem schönsten Genusse dieses Jetzt! Und ist jeder ungünstig scheidende Wechsel doch nur eine Prüfung, was wir durch uns selbst, durch Freiheit, sind! - . - //

Vielleicht werde ich am Ende des folgenden Monats mit meinem Freunde Ziemssen eine Reise von ungefähr 14 Tagen in die Gebirge machen, und mein Geist ist schon voll von den Ahndungen der Wunder, die unsern Blicken begegnen werden. Aber wie oft unterbricht den Gedanken sowohl an diese als an andere Freuden in der Schweiz der innige, von der Erfüllung noch ferne Wunsch, dass dieses Land doch wieder seinem Glücke nachkomme, damit man mehr Recht habe, sich darin zu freuen. Doch die hängende Gewitterwolke wird ja endlich von günstigem Sturme weggeschleudert werden und die Flur wiederum in der Sonne des Friedens und glücklicher Freiheit lachen. Lebe wohl, teurer Steck, und denke meiner oft und in Liebe. Empfehl mich auch dem gütigen Andenken Deiner Gattin. Dein Eschen.

An Jacob Hugo Eschen

Datierung: Sonnabend, 2.8.1800 Ort: Vevey (Genfer See) Nachweis: auszugsweiser Abdruck als frz. «Traduction Littérale» innerhalb des Berichts «Relation d'un accident fatal arrivé à un Voyageur, sur le glacier de Buet [...] Par M.A. PICTET», in: Bibliothèque Britannique, Tome 14 (An VIII = hier: September 1800), 384-386 (cf. betr. Auszug, in: Anh. 5.). Sonstiges: Rückübersetzung aus dem Frz. durch Vf.; cf. Anh. 5: Ü. v. Hamel 1821.

Vevey 2 August 1800.

Sie sehen am Datum meines Briefes, guter Vater, dass ich eine Reise unternommen habe. Sie sehen ausserdem, dass diese Reise eine der schönsten ist, die man sich wünschen kann, solange man entfernt ist von den neuen Gegenständen, die sich hier in jedem Augenblick vor meinen Augen ausbreiten. Ich verliess Rümligen am Dienstag [29.7.] und Bern am Mittwoch, und schon in 15 Tagen oder drei Wochen sehe ich mein jetziges Zuhause wieder, wo ich dann meine teuren und so geliebten Zöglinge, meinen Rudi und meine Sophie umarmen werde. Es ist überflüssig, Ihnen zu sagen, dass ich zu Fuss reise; und Sie werden auch erraten, dass ich mit einem Freund unterwegs bin: das Herz und der Geist geniessen die schönsten Ansichten der Natur gar nicht ohne das Mitempfinden eines uns zugewandten lebendigen Wesens. All das Schöne und Erhabene hier muss sich mit den Freuden der Liebe und Freundschaft verbinden, um tiefen Eingang in die menschliche Seele zu finden (...)

Sobald man den Canton Freiburg berührt, verliert man die gewohnte Bequemlichkeitssicht, die Zivilisation, Kultur und gewinnt die so von Bern verschiedenen natürlichen Schönheiten. Der Kontrast ist einschneidend. Ich fand hier die Bestätigung für das, was ich vorher seit langem über das Berner Ancien Régime gedacht hatte. Einige Mängel abgerechnet, die es in vieler Hinsicht hatte, behauptete es doch eine unbestreitbare Überlegen-

heit über die anderen Regierungen in der Schweiz. Man fand hier mehr Menschlichkeit, mehr bürgerliche Freiheit etc. (...) In dieser Einsiedelei lebt jetzt ein Alter mit einem langen grauen Bart, den man den ‹Waldbruder› nennt (so heissen hier die Eremiten). Obwohl ziemlich betagt, ist er noch sehr rüstig. Er hat lange Zeit als Officier in einem schweizerischen Söldnerregiment für Österreich gedient. Als wir zu ihm hinaufstiegen, waren wir sehr überrascht, ihn quer durch den grossen Saal langsam bis vor uns hin kommen zu sehen; nicht nach Art eines Einsiedlers, sondern in Husarenuniform. Seyn knapper roter Mantel war offen und mit Pelz besetzt, wobei seine weisse Hose gegen seinen grauen und langen Bart abstach. Er empfing uns sehr angenehm und sprach französisch und deutsch mit uns. Er beklagte vielfach die gegenwärtige Verderbtheit der Welt und sagte uns, dass Beten nicht reichen würde, sondern dass man handeln müsse, etc. – Er zeigte sich übrigens sehr zufrieden mit seinem Leben; seyn Aufenthaltsort sey ja entfernt von aller Unruhe, und seine Ohren von keinem Lärm heimgesucht, der benachbarte Wasserfall und der Gesang der Vögel nicht gerechnet (...)

Anmerkung des Autors: Hier bricht der Brief ab, der Rest ist verschollen. Fünf Tage später stirbt Eschen beim Sturz in eine Gletscherspalte am Mont Buet.

Über die Helvetische Revolution und ihre Folgen (1798)

Datierung: Bestandteil von Eschens Brief [Muntelier] v. 21.8.1798 an den Vater Jacob Hugo in Eutin.

Die Schweiz hatte sicher seinen Krieg mit den Franken und seine Revolution dem Glauben zu danken, den Frankreich von dem grossen Reichtum desselben hatte, und dem Wunsche in einem bevorstehenden Feldzuge den Staaten des Kaisers näher zu seyn und in einer Linie fast seine Armee denselben gegenüber zu stellen, und anderen Absichten, die alle zwar politisch aber von der grössten Ungerechtigkeit waren und alles bloss auf Frankreichs Vorteil berechnet waren. Dass Frankreich irgendeine Rücksicht auf Helvetiens Wohl hatte, wird keiner glauben der mit einiger Aufmerksamkeit Frankreichs Schritte in der letzten Zeit beobachtet hat. Viele der Fränkischen Officiere hier gestanden un- aufgefördert, dass sie sich schämten einen so ungerechten Krieg zu führen, denn «man solle ja nicht glauben, dass Helvetien seinem Unglücke würde entgangen seyn, wenn es allen Forderungen zur Veränderung der Regierung entsprochen hätte: was man auch getan haben würde, so wären sie immer gekommen; auch ein hartnäckigerer Widerstand würde zu nichts geführt haben; für den Notfalle seyen mehrere Corps der Armee im Anmarsche gewesen: es sey um das Geld, die Zeughäuser und Waffen ihnen nur zu tun gewesen. Wenn die Helvetier sich nicht verteidigt hätten, so würde man sie als feige Menschen um nichts besser behandelt haben.» – Man hatte in Paris allerdings einen heftigeren Widerstand erwartet, obgleich man schon lange vorher alles getan hatte um Mistrauen zwischen der Regierung und den Untertanen zu erregen. Es glückte ihnen hierin vortrefflich: alle Einwohner Helvetiens waren zwar durchaus gegen Frankreich gestimmt, aber sie glaubten sich durch die Regierung an Frankreich verraten und die Franken hatten selbst diesen falschen aber wirksamen Glauben auf alle mögliche Weise genährt. Als die Nachricht von Berns schneller aber notwendiger Übergabe ankam, ward dieser Glaube noch mehr gestärkt und alle Soldaten schrien Verräterei, und es fielen als Opfer ihrer blinden

Wut von ihren Händen so viele ihrer braven und redlichen Officiere, wie Stettler, vorher und Erlach nach Übergabe der Stadt, und so viele andere. Die Franken wurden dabei immer gleich stark gehasst. Die Franzosen um die Ungerechtigkeit des Krieges zu beschönigen behaupteten vor Europa, sie wären angegriffen worden, welches durchaus falsch ist, obgleich man es in allen öffentlichen Blättern zu verbreiten suchte: denn ehe noch General Brune die Abgeordneten an ihn mit dem Ultimatum zurückkehren liess, da man sicher hoffte, dies Ultimatum würde zur Zufriedenheit ausfallen, wurden die Schweizer auf drei Seiten zugleich in der Nacht vom 1. – 2. März überfallen. So wie vieles andere im Moniteur, ist der Brief erdichtet, den der helvetische Oberst von Gross aus Nidau an den fränkischen Kommandanten geschrieben haben soll, in welchem angezeigt ist, dass er [sc. v. Schauenburg] angegriffen werde. Die Franzosen hatten auch das Mistrauen der Cantone gegen Cantone trefflich genährt und unterstützt, und so war es eben kein Wunder, dass die Bundesgenossen, sogar nach dem neubeschworenen Eide, die tätigen Massregeln der Berner hintertrieben und sie zuletzt auf treulose Art im Stiche liessen. Denn sie schickten nicht nur keinen neuen Zuzug, nachdem der Krieg ausgebrochen war, sondern von den etwa 6000 Mann, welche die Berner bereits im Lande hatten, war die ganze Zeit über nicht Einer im Feuer: im Gegenteil wurden von ihrem Abzuge an verschiedenen Orten die bernischen Landleute von Zürichern und Luzernern geplündert. Nur am ersten Tage führten Freiburg und Solothurn den Krieg gemeinschaftlich mit, und ihre Hauptstädte ergaben sich gleich, da Solothurn doch so fest ist, dass es, ohne eine Belagerung auszustehen, einige Tage lang einen Sturm hätte aushalten können, und zu hoffen gewesen wäre, dass man die Franken durch einen Angriff von aussen her, mit einem Ausfalle aus der Stadt unterstützt, wiederum zurückgeschlagen haben würde. So aber mussten die Berner Truppen sich von dort ein paar Stunden weit gegen Bern zurückziehen, indem sie von dem weit überlegenen Feinde während zwei Tagen bald angegriffen wurden, bald ihn selbst angriffen. Mit ungleichem Glücke fielen beständig kleine Treffen vor, bis zuletzt Unordnung unter die Berner

Truppen kommen musste: doch fand der vorrückende Feind bis vor die Tore der Stadt beständig Widerstand; aber man war zu schwach, den Feind aufzuhalten und hatte nicht geglaubt, auf dieser Seite mit einem so starken Corps zu streiten zu haben, weshalb auch keine Verteidigungs-Anstalten getroffen und keine Pässe oder wichtige Positionen befestigt waren.

Auf der oberen Seite von der Waadt her besorgte man mehr: schon am zweiten Tage zogen sich die Berner Truppen von Murten nach Gümmenen zurück, ohne dass ein Treffen vorgefallen war. Die Einnahme von Freiburg machte dies notwendig. In der nemlichen Linie liegen die Pässe von Laupen und Neueneegg, welche alle von den Franken fruchtlos angegriffen wurden. Die Berner Truppen behaupteten dieselben, bis man durch die Nachricht von Bern, dass die Stadt mit Kapitulation übergegangen sey, genötigt ward sie zu verlassen. Es ist zwar wahr, dass die Berner Truppen in der Nacht vom 4. – 5. März nach einem blutigen Gefechte von Neueneegg zurückgeschlagen wurden, aber in keinem öffentliche Blatte ist gemeldet, dass am nemlichen Tage die Franken mit beträchtlichem Verluste wieder aus diesem Posten vertrieben wurden, und dass man ihnen die Kanonen wieder abnahm, die man in der Nacht zum Teil hatte zurücklassen müssen. Der Kommandant des Postens von Neueneegg, der Oberst von Graffenried von Bümpliz hat eine Nachricht von der Affäre bey Neueneegg zur Steuerung der Wahrheit drucken lassen, die, wenn es den Brief nicht zu sehr verdickte, ich Ihnen beilegen würde. Aber dieser Sieg bey Neueneegg half wenig, denn als Sieger verloren sie bald alles: man verfolgte noch den flüchtigen Feind, als die Berner Truppen durch einen Courier aus Bern den Befehl erhielten, mit allen Feindseligkeiten aufzuhören und nach Hause zu gehen: der General Schauenburg sey in Bern eingerückt. Die Berner Truppen waren voll Mutes und mit einiger Verstärkung wären sie vielleicht bis Freiburg noch vorgedrungen: desto widrigere Wirkung machte auf sie die Nachricht von der Übergabe der Stadt; sie liessen sich nicht ausreden, dass Verrätherei vorgegangen sey und gerieten in die grösste Verzweiflung. Ein Teil glaubte dieser Nachricht, welche ihre Officiere ihnen gaben, nicht, und hielten ihre Anführer für

Verräter, welche sie verhindern wollten, den so teuer erhaltenen Sieg zu benutzen. //

Mehr als fünfzigmal musste Graffenried ihnen den erhaltenen Befehl vorweisen und vorlesen. Viele Officiere, die man immer für Verräter hielt, wurden dennoch von den Soldaten erschossen, wobei es doch merkwürdig ist, dass kein einziger Officier von den Leuten, die unter seinem Befehl standen, sondern von anderen, aus anderen Compagnien erschossen wurde. Nach Graffenrieds Berichte blieben in den Gefechten bey Neueneegg von den Berner Truppen 135 auf dem Platze und gegen 50 Verwundete wurden nach Bern gebracht: die Franken aber erlitten einen weit grösseren Verlust; ihre Toten lagen haufenweise auf dem Kampfplatze, und über 400 Verwundete wurden nach Freiburg gebracht. Kein Gefangener ward in den letzten Gefechten am Tage gemacht: die Erbitterung, mit der man focht, war zu gross, und da, wo man handgemein werden konnte, entschied das Bajonett oder der Gewehrkolben.

Unter den jungen Männern, die sich vorzüglich bey Neueneegg auszeichneten, war auch mein Freund May von Schadau, welcher einer der letzten war, die selbst nach dem Befehle von Bern, ihren Platz verliessen: auch mein Freund Oth war hier und er und May sahen sich hier zuerst, seitdem der erstere aus Jena abgereist war, auf dem Schlachtfelde wieder. –

Bern hatte kaum eine Kapitulation erhalten und verdankte diese ganz allein dem jungen tapferen Wattewyl von Landshut, welcher sich durch den Kugelregen in das Lager des Feindes hineinwagte. Schauenburg wollte von keiner Kapitulation hören und gegen alles Kriegs- und Menschenrecht ward der junge Wattewyl mit der grössten Verächtlichkeit und Niedrigkeit aufgenommen; er ward bedroht, man wolle ihn hängen lassen und diese Drohung schämte sich nicht der General der Franken auszusprechen. Endlich erhielt Wattewyl die Kapitulation, und die Franken zogen in Bern ein. Wie wenig die Franzosen die Absicht hatten sich vor dem Kriege mit Bern in Unterhandlungen einzulassen und dadurch den Frieden zu erhalten, sieht man auch aus der Antwort, die General Brune in der letzten Zeit den bernischen Abgeordneten gab, die wegen der provisorischen Regierung mit Brune sprachen

und diese schon zugestanden hatten: Brune sagte, er wolle selbst mit einigen Compagnien nach Bern kommen und dem Dinge helfen. Man hatte die neue Regierung mit der Repräsentation des Volkes schon als provisorisch erklärt und zuletzt so viele Eile versprochen, dass in Monatsfrist das Constitutions-Projekt den Urversammlungen vorgelegt werden sollte. Allein die Absicht des Feindes war nimmer gewesen, dass sich die Schweiz selbst eine Constitution, die auf ihr Wohl allein berechnet wäre, geben solle, und, was man auch zugestand, nichts konnte den Krieg und die Einmischung der Fränkischen Gewalt in die neue Constituirung des helvetischen Volkes verhindern. – Es ist nicht zu leugnen, dass das Pays de Vaud die erste Veranlassung dieses Krieges war und dass die Schweizer demselben grösstenteils ihr Schicksal verdanken. Schon seit mehreren Jahren hatten sich einzelne Städte, Adelige aus dem Pays de Vaud alle Mittel und Künste erlaubt, die Bernische Regierung zu stürzen, aus Privathass, Rachgier, und Herrschsucht. Durch übertriebene Darstellung der Mängel der Verfassung und des Verfahrens der Regierung, auch durch Lügen und Verleumdungen, fiel es ihnen nicht schwer, dieselbe im Auslande anzuschwärzen und dies um desto mehr, da beinahe überall, so häufig die Schweiz auch seit einiger Zeit bereist und beschrieben ward, man mit der Bernischen Verfassung und Regierung wenig bekannt war. Der grossen mächtigen Nation musste es sehr erwünscht seyn, unter dem Vorwande einer anscheinend guten Absicht zu einer Zeit, da sie eine müssige Armee hatte, die beschäftigt seyn musste, diese Mittel zu benutzen: denn keine Nation weiss so aus allem den besten Nutzen und Vorteil zu ziehen und ihn anderen zu rauben. Unglücklicher Weise für Bern fielen die Wahlen, wenn man jemandem Vollmacht zur Besorgung ihrer Angelegenheit gab, meistens unglücklich aus. So ging die Waadt verloren, weil die dahin gesandte Commission mit zu vieler Schonung und Unüberlegtheit zu Werke ging; und nachher, da man den grössten Teil für die Regierung gestimmt wusste, erwählte man mit grosser Unbesonnenheit zum Oberkommandanten in der Waadt den Obersten und Landvogt von Weiss von Milden, einen Mann, dessen Charakter alle fast für zweideutig hielten und der deshalb durchaus nicht das Zutrauen hatte, welches für

ein solches Amt notwendig erfordert wurde. Sowohl hierin als in vielem anderen handelte die Berner Regierung mit der grössten Unvorsichtigkeit und dieser Unv. verdankt das Land vieles von seinem Unglück. Der General Weiss sollte versuchen zur Verteidigung der Grenzen in diesem Teil des Cantons selbst ein Corps in Bewegung zu setzen, welches dann durch einen Deutschen Zuzug unterstützt werden sollte. Man konnte sich den besten Erfolg versprechen: überall war man der Befehle von Weiss gewärtig. Er begab sich von einer Stadt zur anderen, wie man nachher vernahm, ohne einen Schritt für die Sache zu tun: dann erklärte er vor dem grossen Rathe, dass er aller Bemühung ungeachtet, keinen Mann auf die Beine habe bringen können. Unterdessen näherte sich ein Fränkisches Corps, und den Amtleuten deutete man an ihre Schlösser zu verlassen: man tat an vielen Orten es deshalb nur, weil man dazu genötigt war, und man war sogar den Amtleuten zum Transport ihrer Effekten behilflich. Da sich in der Waadt keine Partei bildete, dem Eindringen der Franzosen sich zu widersetzen, so war man in Bern indes bloss darauf bedacht, den deutschen Canton zu beschützen. So trennte sich zuerst die Waadt von Bern und bereute es erst, wie es zu spät war.

Man berief jetzt in den revolutionierten Cantonen die Urversammlungen und man zeigte hier, wie wenig man noch für jene gepriesene Freiheit gebildet war, denn schon hier wurden bey den Wahlen die kleinlichsten Intrigen angewandt und es bildeten sich Parteien gegen Parteien und Familien gegen Familien. Die Räte, Municipalitäten und Commissionen zur Behandlung der verschiedenen Regierungszweige wurden gewählt und nach dem Französischen Muster eingerichtet. Der jetzige Direktor Legrand entwarf zu Basel den Plan zu einer Constitution, welche für den Charakter des Volkes und den Zustand des Landes sehr berechnet war: diese wurde aber nicht von den Franzosen gebilligt, so wenig wie eine andere welche in Bern war entworfen worden und das Projekt einer Constitution, welches Haller auf Befehl der provisorischen Regierung in einer Zeit von zehn Tagen abfassen und vollenden musste. Stattdessen kam eine andere Constitution in Basel heraus, wovon man Ochs als Verfasser angibt, die aber in Paris verfertigt seyn soll. Der Regie-

rungs-Commissair bey der fränkischen Armee in der Schweiz, Lecarlier, begehrte oder befahl darauf, dass diese letzte Constitution die alleingültige sey und dass alle seiner Verordnung zu wider laufenden Vorkehrungen ungültig seyn sollten. – Die Räte der Cantone, welche das gesetzgebende Corps ausmachen, versammelten sich in Aarau: aus jedem Canton waren 12 gewählt, für den kleinen Rath 4 und für den grossen Rath 8. Ihre erste Beschäftigung war, das Direktorium zu ernennen, welches aus 5 Personen besteht. Die fünf erwählten Direktoren: Bay, Pfyffer, Legrand, Glayre und Oberlin waren lauter treffliche Männer, die man, Oberlin ausgenommen, nicht besser hätte wählen können. Ebenso glücklich war die Wahl des Minister Begos und meines Freundes, des General-Secretairs Steck, der an meinen Freunde May als Unter-Secretair einen unermüdlichen und einsichtsvollen Gehilfen hatte. Von solchen Männern musste man sich alles Gute für Helvetien versprechen, und es schien eine neue Sonne aufzugehen, über deren Glanz sich aber bald trübe Wolken verbreiteten.

Das Direktorium begann seine Arbeiten mit Festigkeit und Würde, aber es fand seine grössten Feinde in den Fränkischen Commissären. Der Kampf zwischen diesen und dem helvetischen Direktorium wird dem letzten ewig zum grössten Ruhme gezeichnet, weil es niemals darin seine Würde und das Heil des Landes vergass. Ganz Europa musste sich freuen, dass Direktorium so die National-Würde des Volkes behaupten zu sehen. Nur Frankreich spottete derselben auf die unverantwortlichste Weise: es liess den Helvetischen Untertanen erklären, sie sollten alle Beschwerden gegen die Unterdrückungen der Commissäre dem Minister Mengaud schriftlich zusenden damit dieser sie dem Fränkischen Direktorium sende und dies darüber erkenne; und zu gleicher Zeit gab das Fränkische Direktorium den Commissären die oberste Vollmacht und Unverantwortlichkeit, dass jene Erklärung nichts als Spott war. Man wies dem Commissair Rapinat manchmal die Schreiben des Fränkischen Direktoriums bey den Klagen über seine Unterdrückungen vor, und er erklärte dann ganz kalt darauf, «er habe die oberste Vollmacht und Unverantwortlichkeit, und er achte deshalb nicht der Be-

fehle des Direktoriums.» In Posselts Weltkunde werden Sie [sc. Jacob Hugo Eschen] die trefflichen Schreiben des helvetischen Direktoriums an die Fränkischen Commissäre und an den General Schauenburg gelesen und sich darüber gefreut haben: Sie haben darin ganz meinen Freund Steck, welcher sie aufsetzte, kennen lernen. Jedes Mal, wenn ich eine solche Adresse lass, war ich stolz darauf, einen solchen Mann zum Freunde zu haben. – In der Zeit, wo der Kampf mit dem Direktorium und den fränkischen Commissären am heftigsten war, hatten Rapinat und der Ober-Commissair Rouhiere die Dreistigkeit selbst ins Direktorium zu kommen. Sie beklagten sich höhnisch über die unangenehmen Missverständnisse, welche zwischen ihnen und dem Direktorium herrschen, und welche dem Wohle Helvetiens nachtheilig wären. Rapinat sagte unter andern: «Ah! c'est vrai, Messieurs, que j'aime a faire des rapines, vous avez raison, mais c'est dans mon nom!» Darauf brach er in ein Gelächter aus und seyn College begleitete dasselbe, indes die Glieder des Direktoriums für Ärger zitterten und sich auf die Lippen bissen, aber in allem, was sie antworteten, ihre Würde und die Würde des Volkes beobachteten. Rouhiere sagte unter andern folgendes: «Wir sind hier als Freunde Helvetiens: lassen sie uns deshalb nicht in allem was wir tun als Feinde entgegenarbeiten, sondern als Freunde einander in die Hände arbeiten; so wird es bey weitem besser gehen und wir werden beide zufrieden seyn, agirons en amis et ça ira beaucoup mieux.[«] Dass dies wieder belacht wurde, versteht sich. Der treffliche Direktor Glayre antwortete ihm darauf folgendes: «Monsieur, Vous êtes ici pour nous ôter tout ce que nous avons et nous sommes ici pour défendre tout ça tant que nous pourrons et il faut ainsi que nous soyons dès aprésent des ennemis continuels, et il n'est possible que nous agissons en amis.[«] – Die Fränkischen Commissäre erlaubten sich nun alles, und Rapinat liess von den öffentlichen Kassen, die das Direktorium hatte versiegeln lassen, die Siegel wegweisen und nach einer Durchsicht mit Fränkischen Siegeln versiegeln. Die Statthalter setzten sich an allen Orten mit Macht dagegen und wollten die Schlüssel nicht herausgeben, aber die Bajonette zwangen sie. Der brave Statthalter Pfenninger von Zü-

rich sagte zu Rapinat, er würde ein so ungerechtes despotisches Verfahren sogleich dem Direktorium zu Paris melden. Rapinat antwortete ihm höhnisch: So bitte ich Sie ihm zugleich zu melden, dass ich morgen die Kasse werde abführen lassen: Pfenninger sagte ihm darauf unter andern: Ihre Bajonette siegen, hätte ich so viele wie Sie, Sie sollten eine solche Ungerechtigkeit nicht wagen dürfen. Bald darauf erfolgte der helvetische achtzehnte Fructidor. Sie kennen das Schreiben Rapinats an das Direktorium, welches die Absetzung der Direktoren Bay und Pfyffer, des Minister Begos und meines Freundes, des General-Secretairs Steck bewirkte. Die Direktoren Bay und Pfyffer scheinen mir hier nicht ganz klug gehandelt zu haben, indem sie sogleich aus einem missverstandenen Patriotismus sich dem Wohl des Staates aufopferten und ihre Stelle verliessen. Sie hätten notwendig die Sache der Entscheidung des grossen Rathes, welcher sie erwählt hatte, überlassen und erklären müssen, sie glaubten sich nicht auf den Rath eines fränkischen Commissärs verbunden, von ihrer Stelle zu treten und ihre Würde so hinzugeben, da nur der grosse Rath darüber entscheiden dürfe. Hätten sie dies gethan, so würden sie noch jetzt zum Wohle des Landes an ihrer vorigen Stelle seyn: denn schon am folgenden Tage kam von Paris vom Direktorium die Botschaft welche Rapinats Verfahren missbilligte. Man hatte in Paris selbst diese Nachgiebigkeit der Helvetischen Direktoren nicht erwartet und deshalb diese Botschaft gesandt: als man aber die Direktoren so leicht abtreten sah, so insinuierte man es, man möchte die einmal bestimmten neuen Direktoren statt der abgetretenen beybehalten. Ochs sah nun seinen eiteln, lange nachgestrebten Wunsch erfüllt, und er und Laharpe wurden Direktoren.

So glücklich für Helvetien die Wahl der fünf Direktoren ausgefallen war, so unglücklich war die Wahl der Glieder für den Grossen Rath und den Senat. Im Senate hatte Ochs die Oberhand, und dieser tat allesmögliche, um sich den Franken gefällig zu machen, um dadurch einst die Direktor-Würde, wohin seyn ganzes Streben ging, zu erhalten: auf alle mögliche Weise suchte er dem Direktorium entgegenzuarbeiten, weil er nicht selbst, wie er es wahrscheinlich gewiss erwartet hatte, zum Direktor war erwählt worden, und das Wohl seines Vaterlandes muss-

te seiner törichten Eitelkeit dienen. Man scheint diesen Mann nicht in Paris und vielleicht auch anderswo für mehr gehalten zu haben, als er wirklich ist und sich in allem, was er bis jetzt tat, gezeigt hat. Durch Franzosengunst, wie man sagt, von Fränkischen Weibern ward er hervorgezogen, was sonst wohl seines Verdienstes wegen nicht geschehen konnte. – Eine kleinere Partei, an deren Spitze Usteri stand, hatte sich im Senate gebildet, aber sie war zu klein um, so lange Ochs da war, der anderen, die in allem, was sie tat und sagte, eine freiwillige Unterwerfung unter Frankreichs Joch bekannte, das Gleichgewicht halten zu können, und der edle Usteri schwieg in der letzten Zeit ganz und gar. Erst als Ochs aus dem Senat in den grossen Rath, und die beiden trefflichen Ex-Direktoren Bay und Pfyffer in den Senat traten, gewann die bessere Partei die Oberhand und Usteris Stimme vermochte viel. Deshalb wurden nun mehrere Beschlüsse des grossen Rathes z.B. der über die Patrioten-Entschädigung, welche Verhandlung dem grossen Rathe zur ewigen Schande gereicht, mit einer grossen Stimmenmehrheit verworfen. Der grosse Rath besitzt unter seiner grossen Anzahl von Gliedern nur äusserst wenige Männer, welche Einsicht und eifrigen Willen genug haben, um für das Wohl des Staates wirken zu können, wie Escher, Kuhn, Koch, Michel und einige andere. Escher ist bey weitem hier der vorzüglichste und helldenkendste: aber, von einer so kleinen Partei unterstützt, zu schwach um wirken zu können; und deshalb sind seine Vorschläge fast immer mit grosser Stimmenmehrheit verworfen. Daher kommt es, dass der grosse Rath in allen seinen Verhandlungen mit solcher Unkenntnis und Ungerechtigkeit verfährt, dass man nicht weiss, ob es wirklich aus einer so ungeheuren Beschränktheit des Geistes oder aus Mangel eines besseren Willens geschieht. Auch hier offenbart sich so sichtbar der Geist unserer Zeit der mit Worten «spielt und herrscht» und das Wirkliche und Wahre in diesem Spiele durchaus verlernt und vergisst: alles schreit hier mit den Worten, Freiheit, Gerechtigkeit, Gleichheit, Patriotismus, und keiner dieser Schreier kennt mehr als die Worte, und wirkt mit ihnen zum Ruine des Landes. So entstand die Verhandlung über die Zehnten aus dem übelverstandenen Wor-

te der Gleichheit, und die Rücksicht auf das Wohl des ganzen Landes und die Gerechtigkeit ward aus den Augen gesetzt: so entstand aus dem missbrauchten Worte des Patriotismus die ärgerliche und schimpfliche Verhandlung über die Patrioten-Entschädigung, worin man gegen die Gerechtigkeit und gegen die ersten Prinzipien einer Staatsverfassung so schändlich sündigte, wo man die Rache der Nemesis so wenig scheute, dass man die interessierte Partei als Richter mit sitzen liess, so sehr auch der edle Escher dagegen eiferte. Der Beschluss des Gr. Rathes über diese Patrioten-Entschädigung ward vom Senate verworfen, wozu vorzüglich auch eine kleine Schrift von Pestalozzi, ein Wort an die gesetzgebenden Räte Helvetiens mitwirkte. Der Gr. Rath aber, weit entfernt diese Verhandlung aufzugeben, ernannte nun eine neue Commission dafür, welche ihren Rapport noch nicht abgestattet hat. Eschers Antrag, die interessierte Partei bey der Verhandlung hierüber nicht mitstimmen zu lassen, ward wiederum verworfen. – Als auf Rapinats Schreiben Bay und Pfyffer aus dem Direktorium traten, war Escher der einzige im Gr. Rathe welcher den Mut und das Gefühl der Würde Helvetiens hatte, und darauf antrug, man solle sogleich die Direktoren Bay und Pfyffer einladen, ihren Sitz im Direktorium wieder einzunehmen, da sie durch nichts das Zutrauen des helvetischen Volkes und seiner Gesetzgeber verloren hätten: man halte es notwendig, dass sie an ihrer Stelle bleiben und nur der Gr. Rath könne sie vor der bestimmten Zeit von derselben abrufen: man müsse nicht der Knechtschaft dienen und diese vor den Augen Europas und des freigenannten helvetischen Volkes bekennen. Escher sprach mit Kraft und Würde, da zuerst auf die Nachricht von Rapinats Schreiben und von der Abtretung der Direktoren eine grosse Stille geherrscht hatte. Der Wortreiche und mit Worten spielende [Huber](#) aber, der bey einem weit geringeren Anlasse mit einer gewaltigen Erhabenheit darauf angetragen hatte, man solle schwören für Freiheit zu leben oder zu sterben, dieser zeigte auch hier, dass er nicht viel mehr als Worte kennt, und erhob sich gegen Eschers Antrag, welcher denn auch zur Ehre des Grossen Rathes nun allgemein verworfen ward. Es ist ärgerlich zu sehen mit welchen Kleinigkeiten sich meistens der

grosse Rath beschäftigt, da doch bey der neuen Constituierung eines Volkes so vieles und für das Ganze so wichtiges zu verhandeln ist. Selbst in Paris soll man mit diesem ärgerlichen Gange unzufrieden seyn, und Rapinat soll gesagt haben, wenn sie es so treiben wollten, so könnte es unmöglich lange so bleiben. - Das helvetische Volk indessen weiss nicht, woran es ist und versteht nichts von allem. Es sieht wohl ein, dass es durch die Freiheitsbäume, Kokarden und durch die Proklamationen mit den Überschriften Freiheit-Gleichheit-Einigkeitzutrauen um nichts freier, gleicher, mit der Regierung einiger und zutrauender geworden ist. Der grösste Teil glaubt sich von den Franken beherrscht und so oft es vom Direktorium und von Beschlüssen desselben hört, glaubt es, dass dies das Fränkische Direktorium sey, und will man sie auch bedeuten, dass dies das eigene Direktorium der helvetischen Republik sey, so antworten sie gewöhnlich: nun ist das nicht einerlei? Sie tun, was die ihnen befehlen. Die meisten sind mit ihren Deputierten, welche sie im Gr. Rathe haben, unzufrieden und sagen, sie täten nichts von allem was sie wollten, und manche sollen gedroht haben, wenn die Deputierten zurückkämen, sie vorzunehmen. Von allen Bekanntmachungen mit allen den fremden revolutionären hohen Gedanken und Worten versteht der bey weitem grösste Teil des Volkes nichts. Er sieht nur voraus, dass er trotz der Freiheit mit der Zeit weit mehr wird an Abgaben bezahlen müssen. Deshalb sind von allen Seiten Petitionen gegen die Zehnten eingelaufen, weil sie lieber in Natura als nachher in Geld bezahlen wollen, und sie es wohl einsehen, dass man ihnen keine Lasten nehmen wird, ohne ihnen andere und drückendere wieder aufzulegen. Jetzt ist in den meisten Cantonen schon der Eid geleistet worden, aber gewiss ist niemals wohl in der Schweiz mit wenigerer Herzlichkeit und Freude ein Eid geleistet worden. Wären nicht die Pfarrer gewesen, so würden in den meisten Distrikten die Bauern den Eid zu leisten sich geweigert haben. Die Pfarrer mussten ihnen erst bedeuten, dass sie nicht den Franzosen, sondern ihrer eigenen Regierung den Eid schwören, und ihnen erklären, was sie denn eigentlich beschwören sollten, wovon sie auch nachher nicht viel verstanden. Es zeigt von der grössten Unkenntnis der

Menschheit überhaupt und des helvetischen Charakters, dass die jetzige Regierung so wenig an die herrschenden Begriffe des Volkes anzuknüpfen weiss und nicht einmal daran zu denken scheint, dass man daran anknüpfen müsse. Dieses zeigt sich auch in der Eides-Formel und der Anrede, welche der Minister der Wissenschaften zur Vorlesung bey der Eidesleistung in alle Distrikte gesandt hat. Auch hierin mussten die Pfarrer das beste tun. Bey einer so wichtigen Handlung wie diese hätte man ja die Begriffe des Volkes ehren sollen und so viel, wie es irgend möglich war, die Worte, mit denen es sonst einen Eid leistete, notwendig beibehalten sollen.

Der Name Gott kam in der neuen Eidesleistung gar nicht vor und deshalb war es kein Wunder, wenn viele sagten: «oh diesen Eid können wir wohl schwören, es kommt ja nichts darin von Gott vor, und wer weiss, wie lange wir ihn halten!» Selbst die Agenten in den Dörfern, welche doch die Aufgeklärtesten sind, verstehen nichts von den Worten der neuen Regierung, und deshalb las der hiesige Agent i der Eidesleistung dem zuhörenden Volke von Anacharie und Proculirung, statt Anarchie und Promulgirung, vor, und alle standen da, ohne Teilnahme und mit unzufriedenen und trüben Blicken. – Die Unzufriedenheit unter den Landleuten ist allgemein, und es ist ein Glück für die neue Regierung und die neue Ordnung der Dinge, dass eine fränkische Armee im Lande ist. Sobald diese nicht wäre, oder die Landleute nur irgend durch fremde Macht sich unterstützt glaubten, so würde der Ausbruch einer Conterrevolution wohl unfehlbar und für die neue Regierung, die eben nicht darauf bedacht zu seyn scheint, von schrecklichen Folgen seyn.

Von den sogenannten Oligarchen hat die neue Ordnung der Dinge am wenigsten zu besorgen, selbst bey einer Conterrevolution nicht. Denn diese, so viele ich deren kennen gelernt habe, suchen nur das Wohl des Landes und werden nie, wenn sie auch könnten, mit der neuen Gewalt einen Kampf beginnen. Die Franken selbst sehen jetzt aus dem edlen und ruhigen Betragen dieser sogenannten Aristokraten und Oligarchen, mit welchen Namen am meisten die neue Regierung um sich wirft, um sich durch Vergleichung mehr zu heben, dass dieses

andere Leute sind, als wofür man sie in Frankreich und auch in Deutschland ausgeschrien hat.– In Deutschland hatte ich so vieles von dem Stolze, der Anmassung und dem grossen Leben der Berner Aristokraten gehört, dass ich mich sehr wunderte, als ich hierher kam und bey den meisten grade das Gegenteil fand, einen freundlichen häuslichen Umgang, Bescheidenheit und gefälliges Betragen gegen jeden Stand, zwar Wohlhabenheit bey vielen, aber keine Pracht und keinen Prunk mit irgendetwas, am wenigsten mit ihrer Person: und dass dies nicht bloss nach der Revolution so sey – wie könnte man auch einen solchen Charakter, als man ihnen Schuld gab, so schnell vertauschen oder verbergen? – höre ich von allen meinen Freunden, welche die Schweiz vor der Revolution kannten. Viele von den Gliedern der alten Regierung, z.B. der edle vorige Landvogt Steiger von Interlaken, arbeiten jetzt mit eben o grossem Eifer zum Besten der neuen Verfassung und tragen nicht den geringsten Groll im Herzen, dessen nur kleine Seelen fähig sind, obgleich sie wohl bey manchem Verfahren der neuen Regierung über die neue Republik getrauert haben. //

Der Senat hat den Beschluss des Gossen Rathes, den Regierungssitz von Aarau nach Luzern zu verlegen, sanktioniert. Bey der Wahl des Ortes des Regierungssitzes zeigte sich wieder der elende Lokalitätsstreit, und der entehrende törichte Hass gegen die sogenannten Berner Oligarchen, weshalb Bern, das nach Luzern die meisten Stimmen für sich hatte, nicht erwählt wurde. Aus Aarau ward der Regierungssitz verlegt, weil der Ort für eine so grosse Regierung zu klein war, und in Luzern findet man nicht viel mehr, vielleicht gar noch weniger Platz, und manche im Senate verwarfen deshalb Luzern. Jetzt glaubt man, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass von französischer Seite, welche jetzt sehr für Bern ist, ein coup d'authorité kommen werde, welcher den Regierungssize von Luzern nach Bern zurückwerfe. Dies würde nicht allein für die schöne Stadt Bern, die sonst aus Armut ganz verfallen würde, und für seine Einwohner, sondern auch für die neue Regierung zu wünschen seyn, damit diese, wenn sie die Gesinnungen und Handlungen der Alten Regierung vor ihren Augen hat, gegen dieselbe eine grössere Hochachtung

lerne und durch die Klugheit und Bildung derselben ihren eigenen Geist bilde und bessere. Ein solches Beispiel stets vor Augen zu haben, wird der neuen Regierung, vorzüglich einigen wortreichen brausenden Mitgliedern derselben, von dem grössten Nutzen seyn müssen, wenn sie es zu benutzen verstehen, woran einige zweifeln wollen.

Im Direktorium hat die gute Sache immer noch die Mehrheit für sich: denn Laharpe, der vorher der Schweiz so sehr geschadet hat, ist von seiner vorigen Gesinnung sehr zurückgekommen und bereut seine vorigen Handlungen. Er strebt jetzt mit Eifer die Würde des Direktoriums und der Nation zu behaupten. Dass er diese Würde kennt, werden Sie aus seinem Schreiben an das fränkische Direktorium, als er den Ruf zur helvetischen Direktor-Würde erhielt, in Posselts Weltkunde gesehen haben. Glayre, Legrand und Laharpe sind die stärkere Partei, die das gute will. Oberlin steht so zwischen diesen und Ochs; aber diese letzteren sind, wenn sie auch das Böse wollen, gottlob die schwächere Partei, nicht bloss an Geist, sondern auch an Zahl. Von unersetzlichem Verluste ist es, dass das Direktorium einen Mann wie Steck als General-Secretair verlieren musste: alle die ihn in seinem Amte kannten klagen hierüber stets. Er hatte freilich nach dem helvetischen achtzehnten Fructidor wieder einen Ruf zu seiner vorigen Stelle erhalten, aber diese ausgeschlagen. Der jetzige General Secretair Mousson, den Steck zu dieser Stelle beförderte, ist lange der Mann nicht, und es ist ein Glück für ihn, dass er meinen Freund May, der nach einer zweimaligen Einladung sich endlich entschloss an seine Stelle zurückzukehren, zum Gehilfen hat, da er nicht der deutschen Sprache einmal ganz mächtig ist. May ist jetzt deshalb mit Geschäften überhäuft und arbeitet mit der grössten Tätigkeit. –

Wenn nur nicht von neuem die Wolke des Krieges über die Welt hinzieht und das Licht verbirgt, so wird auch über Helvetien eine schöne und hellere Sonne aufgehen und das Gute und Gerechte wird herrschen. –

* * * * *

Was ist daraus geworden?

Bekanntlich ist die Helvetische Republik bereits nach fünf Jahren im Jahr 1803 an internen Konflikten, der nicht gelösten Frage der Ablösung der Zehnten durch eine Grundsteuer und den horrenden Schulden durch die Kontributionen an Frankreich gescheitert. Von 1803–1814, unter der von Napoleon diktierten Mediationsverfassung, existierten zwar weiterhin die bürgerlichen Freiheiten, doch der revolutionäre Elan der Helvetik war erloschen und die gesetzgeberischen Möglichkeiten waren beschränkt. Die Reihen der klugen jungen Köpfe hatten sich ausgedünnt. Nicht wenige waren zurückgewandert, andere hatten sich etabliert und einige von ihnen waren jung gestorben. Jene aber, die dabei waren, wurden für den Rest ihres Lebens von diesem Experiment geprägt.

Pestalozzis «Methode» fand Eingang in die moderne Erziehung und strahlt auch heute noch weit über die Schweiz hinaus. Es ging allerdings noch bis 1835, bis der Kanton Bern das erste Schulgesetz erhielt, welches jedem Kind sein Anrecht auf Bildung anerkannte und den Schulbesuch für obligatorisch erklärte.

Nachstehend einige kurze Lebensläufe:

Steck, Johann Rudolf

geb. 16.5.1772 in Bern

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Verheiratet seit 1797 mit Marie Aimée Guichelin, Dichterin, aus Paris

Assessor beim Appellationsgericht Bern, Generalsekretär des Helvetischen Direktoriums

ab 1803 Bernischer Grossrat, Schöpfer des Bernischen Kriminalgesetzbuches

gestorben am 21.9.1805 in Bern an einem «bösen Fieber»

Fischer, Johann Rudolf

geb. 1.7.1772 in Langenthal;

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Theologe, Sekretär von Minister Stapfer im Helvetischen Direktorium, Leiter des Lehrerseminars in Burgdorf

gestorben am 4.5.1800 in Bern an einem typhösen Fieber

May, Albrecht Friedrich

geb. 16.10.1773 in Bern

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Verheiratet seit 1807 mit Anna Maria Tschiffely

Sekretär des Helvetischen Direktoriums, Regierungsstatthalter im Kanton Zürich, Mitglied der Consulta in Paris 1802, Berner Staatsbeamter und Grossrat

gestorben 3.5.1853 in Bern

Eschen, Friedrich August

geb. 7.2.1776 in Eutin/Holstein

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Dichter, Übersetzer, Junggelehrter und Hauslehrer bei von Wattenwyl und von Frisching im Kanton Bern

gestorben 7.8.1800 bei einer Gebirgstour am Mont Buet (Mont Blanc-Massiv) beim Sturz in eine Gletscherspalte

Herbart, Johann Friedrich

geb. 4. 5.1776 in Oldenburg

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Verheiratet seit 1811 mit der Engländerin Mary Jane Drake

Philosoph, Pädagoge und Psychologe, Hauslehrer im Kanton Bern, Freund und Anhänger Pestalozzis

Professor an der Universität Göttingen, später in Königsberg für Philosophie und Pädagogik auf dem früheren Lehr-

stuhl Immanuel Kants, später nach Göttingen zurückgekehrt
gestorben 14.8.1841 in Göttingen

Ziemssen, Theodor

geb. 18.2.1777 in Greifswald;

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Verheiratet seit 1806 mit Wilhelmine von Mühlenfels

Theologe, Pädagoge, Hauslehrer im Kanton Bern

Mitglied der fünfköpfigen Kommission, die im Auftrag des Ministers Stapfer die Methode Pestalozzis zu überprüfen hatte.

Pfarrer und Leiter einer Erziehungsanstalt in Hanshagen bei Greifswald nach der Methode Pestalozzis

gestorben 20.10.1843 in Thurow/Vorpommern

Bohlendorff, Casimir Ulrich

geb. 16.5.1775 (?) in Mitau/Kurland

Student in Jena, Mitglied der Freien Männer

Schriftsteller, Dichter, Historiker, Hauslehrer im Kanton Bern

Freund Hölderlins, schrieb eine «Geschichte der Helvetischen Revolution»

gestorben am 10.4.1825 in Markgrafen/Kurland durch Suizid

Quellen:

Gedruckte Quellen:

- Hegel in Bern: Martin Bondeli, Nachdruck Meiner Verlag, Hamburg 2016
- Kantianismus und Fichteanismus in Bern: Martin Bondeli, Schwabe Verlag, Basel, 2001
- Der Freie Mann Friedrich August Eschen: Michael Wortmann, Verlag Ch. Möllmann, Borchten, 2017. Inkl. der Briefe Eschens.

Archivquellen:

Tagebuch A.F. May zu Jena, angefangen 1796: Staatsarchiv Bern, Sig. N A.F. May 4

diverse Internetrecherchen

Weitere Titel vom gleichen Autor:

Der Milchprinz

Historischer Roman

Wichtrach, 2020

Spätsommer 1806. Eine illustre Gesellschaft von 13 Personen, mehrheitlich aristokratischer Herkunft, bricht von Schloss Brestenberg bei Hallwyl auf, um eine sorgfältig geplante Lustreise auf die Rigi zu unternehmen. Mit von der Partie sind junge Leute, Schüler Pestalozzis sowie Damen und Herren bekannter Familien wie der von Steiger, von Wattenwyl, von Diesbach und May. Rudolf von Jenner, 37, von seinen Freunden «Milchprinz» genannt, führt als Expeditionsleiter Tagebuch. Das Wetter ist schlecht, das Barometer sinkt ständig, der Regen will nicht aufhören. Trotzdem macht sich die Gruppe gut gelaunt auf den Weg, zu Fuss und zu Pferd, mit Kutsche, viel Gepäck und Parapluies.

Am 2. September 1806 gegen 17.00 Uhr donnern vom Rossberg im Kanton Schwyz an die 40 Millionen Kubikmeter Fels, Steine und Erde 1000 Meter tief zu Tal und verschütten innert kurzen drei Minuten Goldau samt zwei weiteren Dörfern mit insgesamt 457 Menschen und 323 Stück Vieh. 111 Wohnhäuser, 220 Ställe und Scheunen, Kirchen und zwei Kapellen werden zerstört. Die Dörfer Goldau und Röthen sind komplett verschwunden, und der Lauerzersee hat sich um ein Siebtel seiner Fläche verkleinert. Der verheerende Bergsturz von Goldau geht in die Geschichte ein als eine der grössten Naturkatastrophen der Schweiz jener Zeit. Unter den Toten befinden sich auch sieben Personen der Berner Reisegruppe, darunter der «Milchprinz»!

Der vorliegende historische Roman, ergänzt von Augenzeugenberichten, beleuchtet ausser dem Unglück den Zeitgeist der frühen Romantik und die persönliche Geschichte der Reise Teilnehmer in einer Epoche gesellschaftlichen Wandels vor dem Hintergrund des politischen Umsturzes von 1798, der die Aristokratie wenige Jahre zuvor hart getroffen hat.

«Drei Stunden von Bern»

2019, *Historischer Roman* aus dem Berner Seeland

«Wildeney»

2018, *Ein Berner Krimi* mit historischem Hintergrund

«Das verlorene Leben der Anna Maria Flückiger»

2017, *Biographischer Roman*, Mitte 19. Jhdt.

«Archivgeflüster»

2016, *Kurzgeschichten* aus Dokumenten von Berner Archiven

«In einem kalten Land»

2016, Zwei Frauenschicksale zur Zeit der Hungerkrise von 1816

«Die Münger Morde»

2014, *Historischer Roman* aus der Zeit der Helvetik

«Abgezogene Hasen»

2014, *Milieuroman – Zürich 1980 und 2012*

«Ich war nie, wie ich hätte sein sollen»

2012, *Biographischer Roman* aus der Psychiatrie in der Mitte des 19. Jahrhunderts

werneradams.ch

«Sie wollen Menschen werden»

ISBN 978-3-9524378-9-6, Autor + Verlag: www.werneradams.ch

